

8 St. 1/2 Mark
ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XI. JAHRGANG 1934

10.

HEFT / OKTOBER

DEUTSCHE MELDEN VON DRAUSSEN

Firle: Reiseeindrücke aus Ostasien

Schepers: Japan und Panasien

Colin Ross: Bilanz der Roosevelt-Revolution

Craemer: Der thüringische Raum / Mit 8 Karten

**Schumacher: Zur Theorie der Raumdarstellung
Mit 17 Karten**

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen,
Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTFÜHRUNG:

Kurt Vowinkel, Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 9, Schmargendorf 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

X I. J A H R G A N G / H E F T 10 / O K T O B E R 1934

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>Rudolph Firlé: Reiseeindrücke aus Ostasien</i>	591
<i>Colin Ross: Bilanz der Roosevelt-Revolution</i>	601
<i>Hansjulus Schepers: Japan und Panasien II</i>	609
<i>Ulrich Craemer: Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte</i>	613

BERICHTE

<i>Albrecht Haushofer: Bericht aus der atlantischen Welt</i>	623
<i>Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum</i>	628

GRUNDFRAGEN

<i>Rupert von Schumacher: Zur Theorie der Raumdarstellung</i>	635
---	-----

LITERATURBERICHT AUS DER ATLANTISCHEN WELT	653
--	-----

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzel M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.—

Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhalts-

verzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Festscheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Ulrich Craemer, Reichsministerium des Innern, Berlin NW 40, Königsplatz — Rudolph Firlé, Vorsitzender des Vorstandes des Norddeutschen Lloyd, Bremen — Dr. Albrecht Haushofer, Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl Haushofer, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Josef März, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 105 — Dr. Colin Ross, Anschrift durch Verlag — Dr. Hansjulus Schepers, Göttingen, Waageplatz 8 — Rupert von Schumacher, Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8 — Dr. Gertraud Wolf, München, Herschelstr. 20.

**KURT VOWINKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRÜNEWALD
HOHENZOLLERN DAMM 83**

RUDOLF FIRLE:**Reise-Eindrücke aus Ostasien¹⁾**

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meine in Ostasien und Japan gewonnenen Eindrücke über die dortigen Schifffahrts- und Handelsverhältnisse zu schildern, so brauche ich nicht zu betonen, daß ich dabei kein erschöpfendes Bild über diesen gewaltigen Wirtschaftsraum geben kann, daß ich mich aber auch nicht zu eng nur auf Schifffahrt und Handel zu beschränken vermag, da natürlich auch geographische, politische und andere Faktoren bei der Betrachtung dieses großen Gebietes eine gewichtige Rolle spielen.

I.**Die großen Welträume, „Asien den Asiaten“**

„Asien den Asiaten!“ — Dieses Wort, in einer Zeit geprägt, wo noch niemand die durch den Weltkrieg hervorgerufene Umwertung aller Werte erkennen konnte, hat durch die in den beiden letzten Jahrzehnten eingetretene Entwicklung der Verhältnisse in den Ländern des Fernen Ostens einen tieferen Sinn erhalten. Gebieterisch drängt sich dem wirtschaftspolitischen Denken des europäischen Menschen bei einer solchen Reise die Erkenntnis auf, in welch starkem Maße Europa und auch Amerika im allgemeinen und durch den Ausgang des Krieges Deutschland im besonderen, geschwächt worden sind. Weder den europäischen Staaten noch dem amerikanischen Volke hat der Krieg und die eineinhalb Jahrzehnte sogenannten Friedens wirkliche Vorteile gebracht. Im Gegenteil. — Der Weltkrieg ist auf dem Boden Europas zugunsten des Fernen Ostens ausgetragen worden. Je weiter man vom Mittelmeer durch den Suezkanal östlich von Aden in den „fernen östlichen Raum“ vordringt, um so überzeugender wirkt diese Tatsache.

Der Osten hat einen Aufschwung genommen, nur vergleichbar jener beispiellosen Entwicklung Europas zwischen 1850 und 1914. Nicht mehr die Vereinigten Staaten sind heute allein das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern der Osten ist es und wird es in steigendem Maße werden. Der Schwerpunkt der Welt ist sehr stark nach Osten gerückt. Statt einzelner Nationen und der von ihnen beherrschten Gebiete zeichnen sich heute große geschlossene Wirtschaftsräume ab, in denen einzelne Länder die Vorherrschaft haben. War dies — traditionsüberkommen — früher das große britische Weltreich, so wurde mir auf meiner Reise nach Ostasien sinnfällig klar, daß man heute nicht mehr von einem geschlossenen, politisch nicht

1) Vortrag vor dem Deutschen Ausland-Institut am 13. 9. 1934.

mehr umstrittenen britischen Weltraum wie vor dem Kriege sprechen kann. Europa vor allem ist — in diesen Rahmen gestellt — in seiner Uneinigkeit und Zerrissenheit, mit seinen gegen früher vermehrten Zwergstaaten, heute weltpolitisch fast zu einem leeren geographischen Begriff geworden.

Es gibt wohl einen „Amerikanischen Raum“ von Alaska bis Feuerland, Nord- und Südamerika umfassend, wo die Vereinigten Staaten politisch und wirtschaftlich die Führung haben. Es gibt weiter einen „Osteuropäischen Raum“, der Rußland bis zum Ural, die Türkei bis zum Kaukasus einschließt. Ein großer „Französischer Raum“ erstreckt sich vom englischen Kanal über das westliche Mittelmeer und das französische Riesenkolonialreich bis zum Kongo tief nach Afrika hinein. Was übrig bleibt, ist der größte, der „Fernöstliche Raum“, östlich von Suez beginnend, beide Indien, China, das große Raumgebiet der niederländischen Besitzungen bis Australien, weiter nach Osten Japan und den angrenzenden Pazifik umfassend. In diesem Raum will Japan durch Aufrichtung einer neuen Monroedoktrin der Herrscher sein, wie es Amerika schon 1830 für sein Gebiet beanspruchte, obwohl dies Land damals sicher noch nicht über gleich starke Voraussetzungen politisch-wirtschaftlicher Macht und Leistungen wie heute Japan verfügte.

II.

Der Schatten Japans

Der Schatten Japans, politisch und wirtschaftlich gesehen, liegt daher auf der ganzen Anmarschstrecke vom Mittelmeer zum Fernen Osten, um so stärker, je weiter man nach Osten vordringt. Gerade auf dem Schifffahrtswege vom Mittelmeer bis nach Ostasien sieht man die Richtigkeit der vorhin gestellten These, daß es heute einen unumstrittenen britischen Weltraum nicht mehr gibt, sinnfällig bestätigt. Früher war der Weg nach Osten britisch, er war eine Grundlinie britischer Weltmacht. Heute ist die Stellung Englands im Mittelmeer schon im Kerne geschwächt. Gibraltar und Malta sind im Zeitalter der Flugzeuge, Unterseeboote und einer von fremden Quellen abhängigen Ölversorgung keine unerschütterten Stützpunkte englischer Weltmachtstellung mehr.

Das westliche Mittelmeer liegt als Verbindungsbrücke nach Afrika unter französischer Herrschaft, im östlichen Mittelmeer hat Italien wirtschaftlich das Erbe Österreichs angetreten, in enger Handelsverbindung mit der Türkei und Rußland, von denen es in der Zufuhr seiner wichtigsten Rohstoffe aus dem Schwarzen Meer — Öl, Getreide, Erze, Kohle — abhängig ist.

Weiter nach Osten trifft man in Ägypten schon deutlich auf japanischen Einfluß. Ebenfalls an der Ost- und Westküste des Roten Meeres, in Abessinien und Arabien. In Ägypten macht Japan große Anstrengungen zur Entwicklung ägyptisch-japanischer Wirtschaftsbeziehungen, vor allem im Baumwollhandel, wo ägyptische Banken versuchen, englisches Kapital allmählich durch japanisches zu ersetzen. In

Abessinien beginnen die Japaner mit französischer Unterstützung über Djibouti wirtschaftlich das Land zu erforschen und Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Im Irak, in Syrien und in Arabien ist gleichfalls eine rege japanische Tätigkeit zu beobachten. Planmäßig fühlt so Japan im nahen Orient vor.

Unverhältnismäßig viel stärker aber als im nahen Orient, ist der japanische Einfluß politisch und wirtschaftlich im fernen Orient, in Vorder- und Hinterindien, den Straits Settlements, Siam und in Indonesien, dem Raume zwischen Singapore, den Südsee-Inseln und Australien. In Vorderindien macht sich Japans Einfluß kulturell durch vermehrte Einwanderung von Pilgern, Reisenden und Studenten bemerkbar, die alle Träger der panasiatischen Propaganda sind. Auch beobachtet man eine starke japanische Einwirkung auf die indische Unabhängigkeitspresse. Wirtschaftspolitisch findet eine planmäßige Bearbeitung des indischen Handels durch japanische Banken unter Anbietung billiger Bankkredite statt. Bekannt ist das Textilabkommen zwischen Indien und Japan, welches in Simla geschlossen wurde. Dagegen verliefen englisch-japanische Verhandlungen über eine Begrenzung der japanischen Textilausfuhr völlig ergebnislos infolge der Weigerung Japans, eine Begrenzung auch nur zu erörtern. Auch in den sehr entwickelten Staaten und Städten der Malaienhalbinsel — Singapore, Penang, Siam usw. —, die alle sehr reich an Zinn und Gummi sind, ist der japanische Einfluß schon sehr groß. Singapore ist heute eine vollkommen moderne Stadt mit stärkstem chinesischem und japanischen Einschlag, zugleich der größte Umschlaghafen für Indonesien. Siam, das einmal militärstrategisch für Japan eine große Rolle spielen kann, gewinnt eine um so größere Bedeutung, als die Siamesen mongolischer Abstammung und daher volksmäßig den Japanern verwandt sind.

Sehen wir so bereits in dem ersten Teil des europäisch-ostasiatischen Schiffahrtsweges erhebliche Veränderungen wirtschaftlichen und machtpolitischen Umfanges, so werden sie noch größer in den beiden Gebieten, die als in sich geschlossene Wirtschaftsgebiete gelten können, in dem Raumgebiet zwischen Asien und Australien, umgrenzt von Singapore, Hongkong, Philippinen, Niederländisch-Indien und Nordaustralien und dem Chinesischen Reich selber.

Gewaltig ist die wirtschaftliche Entwicklung sowohl in den niederländisch-indischen Besitzungen Java, Sumatra, Borneo wie auch auf den Philippinen. Die Produkte dieser Länder — Gummi, Zinn, Zucker, Kopra, Petroleum, Kaffee, Tee, Tabak und Hanf — haben diesen Gebieten in der Rohstoffknappheit während des Krieges und der Nachkriegsjahre eine gewaltige Konjunktur mit ungeheurem Reichtum gebracht. Wenn auch der Rückschlag durch die Weltkrise groß war, so blieben doch die großen investierten Werte erhalten, und die Länder sind verkehrstechnisch und wirtschaftlich mit modernsten Häfen, Hafenanlagen, Straßen, Eisenbahnen usw. versehen, zu deren Anlage Europa Jahrzehnte gebraucht hat. Es hat sich auch in diesem Gebiet zwischen Philippinen, Niederländisch-Indien und der vorgelagerten Küste

Ostasiens, sowie den Ländern China und Japan, ein großer Eigenhandel herausgebildet. Wie wichtig in diesem Raum, auf der zukunftsreichen Verbindungslinie Japan—Australien, wirtschaftlich und militärgeographisch heute unsere früheren Kolonien Neu-Guinea, Marianen, Karolinen und Samoa wären, zeigt ein Blick auf die Karte.

Auf den Philippinen tritt die Veränderung, die in den letzten Jahrzehnten vor sich ging, besonders deutlich in die Erscheinung. Die Vereinigten Staaten haben hier gewaltige Kapitalien investiert und modernste Hafenanlagen gebaut. Zucker, Hanf und Kopra sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Der philippinischen Unabhängigkeitsbewegung setzt heute Amerika auch aus wirtschaftspolitischen Gründen keinen Widerstand mehr entgegen, da einflußreiche Finanzkreise Amerikas das größte Interesse daran haben, die jetzt bestehende Zollfreiheit des philippinischen Zuckers aufzuheben. Durch den Vorteil dieser Zollfreiheit sind nämlich die bedeutenden amerikanischen Kapitalien, die in Cuba und seinen Zuckerplantagen investiert waren, erheblich geschädigt worden, da der cubanische Zucker mit einem hohen Schutzzoll in den Vereinigten Staaten belegt wird, weil Cuba nicht zum Zollverband gehört. Dieser Zollvorteil des cubanischen Zuckers findet sein Ende, sobald die Philippinen aus dem Zollverband ausgeschieden sind. Die wirtschaftlichen Beweggründe treffen sich mit der Erkenntnis in Washington, daß die Inselgruppe militärpolitisch auf lange Sicht doch nicht mehr zu halten ist, und die teilweise mit amerikanischer Unterstützung auf den Philippinen unterhaltene Freiheitsbewegung ermöglicht daher einen Verzicht ohne zu großen Prestigeverlust. Im Einklang hiermit steht die während meiner Anwesenheit im Fernen Osten erfolgte Zurückziehung der amerikanischen Flotte aus dem Pazifik, wodurch Amerika einen Strich unter seine seit mehreren Jahrzehnten dort getriebene imperialistische Politik gemacht hat.

Der Einfluß Japans auf den Philippinen ist im übrigen im ständigen Wachsen begriffen. Auf der Insel Mindanao gibt es heute schon eine starke japanische Kolonie, ebenso wie auf verschiedenen Inseln der niederländisch-indischen Besitzungen.

China hat in den beiden letzten Jahrzehnten, alles in allem gesehen, einen starken wirtschaftlichen und vor allem technischen Aufschwung genommen. Ich bereiste Südchina, Kanton, Hongkong, Mittelchina, Tientsien, Peking und später die Mandschurei. Shanghai und Kanton sind ganz moderne Städte amerikanischer Prägung geworden. Die Häfen, das gesamte Verkehrswesen, Eisenbahn, Schifffahrt, Flugwesen und Straßen sind in ganz China gegen früher erheblich entwickelt. Am stärksten wirkt hier natürlich in politischer und wirtschaftlicher Beziehung die Nähe Japans. Ohne auf die politische Lage Chinas genauer einzugehen, sei an dieser Stelle erwähnt, daß jede Vorbedingung für die Entwicklung des chinesischen Handels und der chinesischen Wirtschaft die politische Ruhe ist. Sobald diese Voraussetzung gegeben, wird der chinesische Bauer — China ist in erster Linie Agrarland — durch seine Konsumkraft den ganzen Handel beleben. Im Süden und im Gebiet des mittleren Jangtze setzt sich die Staatsgewalt mehr und mehr durch und trägt zur poli-

tischen Beruhigung des Landes bei. Im Norden sorgt Japan für Ruhe, und daher findet man auch in wirtschaftlichen Kreisen Chinas eine verschiedene Beurteilung der japanischen Politik.

Die japanische Konkurrenz ist in China für den fremden Handel natürlich am gefährlichsten, vor allen Dingen für den amerikanischen und den europäischen, und zwar hier in erster Linie den Deutschlands und Englands. Trotzdem glaube ich, daß der deutsche Markt in Spezialartikeln, wie Farben, medizinisch-pharmazeutischen Produkten, in Gegenständen der optischen Industrie sowie Werkzeugmaschinen noch eine aussichtsreiche Zukunft haben wird. Andererseits tritt die Stärke der Engländer und Amerikaner durch die Überlegenheit ihrer Finanzierungsmöglichkeiten sehr stark in die Erscheinung. Beide Staaten verstehen in geschickter Weise, von den Chinesen an Stelle zu zahlender Amortisations- und Zinsvergütungen aus der Boxer-entschädigung Warenaufträge für ihre Industrie und Wirtschaft zu erhalten.

III.

Japan

So ist der Einfluß Japans vom Mittelmeer an immer stärker werdend in diesem „Fernöstlichen Raum“ zu spüren, und wenn man dann das Land selber nach langer Abwesenheit wieder betritt, dann sucht man sich ein Bild zu machen, wie eigentlich bevölkerungsmäßig, wirtschaftlich und politisch dieses Land beschaffen ist, das ein so hohes Spiel spielt. Alle Romantik vergangener Zeiten ist verschwunden. Man erlebt eines der hochentwickeltsten Länder mit modernsten Einrichtungen, vor allem technischer Art, das ganze Entwicklungsstufen übersprungen hat. Das große Erdbeben im Jahre 1923 hat viel zu der Schnelligkeit der Modernisierung der Städte beigetragen. Tokio, Kobe und Yokohama sind modernste Großstädte, die Häfen Osaka, Kobe, Nagasaki, Nagoya und Yokohama halten jeden Vergleich mit den unseren aus.

„Volk ohne Raum“ — das ist — wie mir bei vielen Gesprächen, die ich außer mit führenden Männern der Politik auch mit den Leitern der großen Wirtschaftsunternehmen, Schifffahrtsgesellschaften und Banken hatte, bestätigt wurde — der Schlüssel zur wirtschaftlichen und politischen Expansion dieses Landes, die kein Spiel ungehemmter Ausdehnungslust, sondern Schicksal ist. Nachstehende Zahlen mögen diese Bevölkerungsdichte voranschaulichen:

64 Millionen auf den Inseln, 169 pro qkm,	1½ Millionen auf dem chinesischen Festland
20 Millionen auf Korea,	und in der Südsee;
5 Millionen auf Formosa,	

außerdem sind noch mehrere Millionen in der Auswanderung verteilt. Die Bevölkerungszunahme wird in den nächsten zwanzig Jahren auf 10 Millionen geschätzt. So sieht die Bevölkerungslage dieses Landes aus, die daher keine andere Wahl läßt als erstickten oder auswandern und politische und wirtschaftliche Expansion treiben. Die ja-

panische Export- und Schiffahrtspolitik richtet sich daher auch hauptsächlich nach den Gebieten, die für das Land auch auswanderungsmäßig in Frage kommen, und zwar:

- a) nach Niederländisch-Indien / Australien,
- b) nach Hinterindien / Vorderindien / Ostküste Afrikas.

Nach dem Pazifik-Panamakanal, der Ost- und Westküste Nord- und Südamerikas sind nur etwa 20% und nach Europa sogar nur 15% des gesamten, von japanischen Häfen ausgehenden Linienverkehrs gerichtet. Folgerichtig wird also mit Hilfe einer stark entwickelten Schiffahrt der Export vorwärts getrieben, und gleichzeitig werden damit die Hauptrohstoffgebiete für die Einfuhr — Australien für Wolle, der Golf von Mexiko für Baumwolle, Niederländisch-Indien für Gummi und Öl — entsprechend berücksichtigt.

Die Mandschurei, heute das Kaiserreich Manchukuo, ist in diesem Rahmen nur eine Etappe als wirtschaftliche Basis wichtigster Rohstoffe. Dieses Land ist doppelt so groß wie Deutschland. Von seinen 34 Millionen Einwohnern sind 95% Chinesen, von den restlichen 5% sind 300 000 Japaner und 800 000 Koreaner. Es besitzt große Wälder, Kohlenvorräte, hochwertige Eisenerze und reiche Ölschieferlager. Über 13% der landwirtschaftlichen Bodenfläche sind bis heute erst bebaut, und trotzdem ergibt diese Fläche jährlich 6 Millionen Tonnen Sojabohnen und mehrere Millionen Tonnen anderer Getreidesorten. Es ist also ersichtlich, welch ungeheures Feld nicht als Siedlungsgebiet, aber zur kapitalistischen Betätigung und als Absatzgebiet für die japanische Industrie die Mandschurei darstellt. In dem Pachtgebiet der südmandschurischen Bahn hat Japan bereits die Zelle für eine weitergehende Entwicklung geschaffen. Der deutsche Handel in Dairen, Mukden und Harbin sieht daher seine Aussichten für eigene Betätigung in der Zukunft nicht günstig an, da Japan die Mandschurei als Hauptabsatzgebiet für seine Ausfuhr entwickeln will.

Trotz dieser nach außen gewaltig erscheinenden Kraftstellung Japans birgt seine wirtschaftliche Lage doch ernste Sorgen. So ist vor allem sein augenblicklicher Exportvorteil überwiegend durch die 60%ige Entwertung des Yen bedingt, gegen die aber bereits scharfe Gegenmaßnahmen anderer Staaten in Gestalt von Schutzzöllen, Kontingenten usw. eingesetzt haben. Vorläufig allerdings gibt es im Lande selbst noch keine nennenswerte Preissteigerung, da die wichtigsten Rohstoffpreise für Baumwolle, Wolle und Holz in den letzten Jahren auf dem Weltmarkt gesunken und ebenfalls in entwerteten Währungen gehandelt werden. Ungünstig ist weiter die Tatsache, daß der Staatshaushalt nicht ausgeglichen ist und in den letzten Jahren ein jährliches Defizit von 1 Milliarde Yen infolge der hohen Rüstungen aufweist. Besonders ernst ist die wirtschaftliche Lage des Bauern. Die Militärregierung hat in den letzten Jahren den Reisanbau, besonders auch in Korea und Formosa, aus militärischen Gründen vervielfacht. Infolgedessen ist der Reispreis, das entscheidende landwirtschaftliche Produkt Japans, sehr gesunken. Dies hat um so größere Bedeutung, als heute noch 50% der gesamten Bevölkerung von der

Landwirtschaft leben. Dazu kommt eine ständige Zunahme der bäurischen Bevölkerung, die das Problem noch schwieriger macht. Ferner leidet die Seidenzucht, ein anderes wichtiges Produkt der Bauernwirtschaft, sehr unter den hohen Zöllen und den schlechten Seidenpreisen, die wiederum durch die Konkurrenz der amerikanischen Kunstseide hervorgerufen werden.

Dagegen kann von Hungerlöhnen nicht gesprochen werden. Der Arbeitsaufbau ist ein ganz anderer als in Europa. Es gibt keine Gewerkschaften. Die Arbeitsstätten haben patriarchalische Arbeitsformen, sehr viel Familienheimarbeit, es besteht ein loyales, ausgeglichenes Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Die Altersversorgung langjähriger Mitarbeiter ist eine traditionsüberkommene Pflicht eines jeden Unternehmers. Gewinnbeteiligung durch Ausschüttung von Gratifikationen zweimal jährlich bei normalem Geschäftsgang sind gebräuchlich. Hinzu kommt die erstaunliche Genügsamkeit des Japaners in allen Lebensgewohnheiten, in der Wohnung und Nahrung im besonderen. Es ist, kraß ausgedrückt, der Unterschied zwischen Reisser und Fleisesser. Im Gegensatz zu Europa gibt es daher in Japan kaum eine Arbeitslosigkeit, wohl aber in manchen Produktionszweigen Arbeitermangel.

Die Stellung Japans zu Deutschland ist ausgeglichen, wenn nicht freundschaftlich. Beide Länder haben keine besonderen entgegenstehenden Interessen. Unsere Handelsbilanz mit Japan war aktiv. Die führenden japanischen Politiker und Wirtschaftler, mit denen ich Gelegenheit hatte, in aller Offenheit über das gegenseitige Verhältnis Japans zu Deutschland zu sprechen, zeigten volles Verständnis für unsere heutige Lage und heben immer dankbar hervor, wieviel Deutschland in der Vergangenheit für die Entwicklung Japans getan hätte. Deshalb glaube ich auch, daß dem deutschen Handel im ganzen fernöstlichen Raume noch gute Aussichten zuzusprechen sind. Japan wird auf lange Sicht einen europäischen Partner zum mindesten brauchen, da es allein dieses ganze Gebiet nicht erschließen kann. Deutschland wird ihm bei dieser Aufgabe vielleicht willkommener sein als Amerika oder England. In Japan vergleicht man die Lage des Landes sehr stark mit der von Deutschland vor 1914. Japan hat daher auch für unsere Forderung nach Sicherheit und Gleichberechtigung, vor allem in der Seerüstung, großes Verständnis.

In diesem Zusammenhang möchte ich zum Ausdruck bringen, daß ich nicht an eine starke gegenwärtige Kriegsgefahr im Fernen Osten glaube. Amerika ist der beste Seidenkäufer Japans und auf der anderen Seite sein größter Baumwolllieferant. Ein unmittelbares Kriegsziel gibt es nicht, nachdem die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der Philippinen so gut wie anerkannt und durch Zurückziehung ihrer Flotte aus dem Pazifik die Aufgabe ihrer bisherigen Ostasienpolitik im fernöstlichen Raume öffentlich kundgetan haben. Auch England und Japan haben keine Veranlassung zu einer bewaffneten Auseinandersetzung. England weiß sehr gut, daß Hongkong und Singapore auf die Dauer nicht mehr als Stützpunkte in einem Kriege gegen Japan zu halten sind. Seine Do-

minions Indien und Australien würden eine krieglerische Politik Englands gegen Japan nicht mitmachen. Australien macht sichtlich wirtschaftliche Annäherungsversuche an Japan. Der australische Außenminister Latham hat einem solchen wirtschaftlichen Zusammenarbeiten bei seinem kürzlichen Besuch in Japan sehr deutlich Ausdruck verliehen. Man erörterte einen Ausgleich in der Richtung, daß Australien die menschenarmen Provinzen im Nordwesten den Japanern zur Besiedelung in gewissem Umfange freigibt, wogegen Japan bereit ist, Australien eine Sonderstellung bezüglich der Wolleinfuhr einzuräumen. Schwieriger ist das Verhältnis zu Rußland, da zweifellos einzelne militärische Kreise Japans in Wladiwostok eine starke Flankenbedrohung sehen. Mit der Abtrennung der Mandschurei und der Gründung des Kaiserreiches Manchukuo hat sich Rußland wohl mehr oder weniger abgefunden. Japan hat dadurch seine Stellung auf dem Festlande so weit vorgeschoben und gestärkt, daß eine unmittelbare Bedrohung fortgefallen ist. Der wirtschaftliche Wert Wladiwostoks und der ostchinesischen Bahn für die Russen wird zunehmend geringer. Japan hat einige Seemeilen südlich von Wladiwostok, in Rashin, einen neuen Hafen angelegt, der mit guter Eisenbahnverbindung mit dem Innern, die Sojabohnen aus dem nördlichen und nordöstlichen Teil der Mandschurei von Wladiwostok ableiten soll, wie es mit dem mittleren und südlichen Teil durch Tarifmaßnahmen der mandschurischen Bahn zugunsten Dairens schon seit geraumer Zeit erfolgt ist. Durch solche Maßnahmen wird der Wert Wladiwostoks immer problematischer. Rashin wird die Rolle von Gdingen zu Danzig spielen. Durch den Ausbau des Bahnnetzes in der Mandschurei, der von den Japanern eifrig betrieben wird, wird auch der wirtschaftliche Wert der ostchinesischen Bahn immer geringer. Was das Verhältnis zu China angeht, so herrscht offensichtlich das Bestreben der Annäherung an Japan vor. Auch der Verlust der Mandschurei spielt hierbei realpolitisch keine so große Rolle mehr. Japan seinerseits hat selber das größte Interesse am chinesischen Absatzmarkt, der fast 50% seines gesamten Exportes aufnimmt. Im übrigen gehen etwa 30% nach den Vereinigten Staaten und nur etwa 5% nach Europa. Bei den Importmengen ist die Bedeutung Chinas und von USA. mit je etwa 30% ebenfalls sehr groß. Diese immer mehr zunehmende wirtschaftliche Verflechtung von Japan und China läßt in diesem Zusammenhang das ferne Ziel „Asien den Asiaten“ bereits jetzt deutlich erkennen.

So ist der Ferne Osten mit dem Pazifik mit seinen noch voll im Fluß und in aufsteigender Entwicklung befindlichen Nationen, Ländern und wirtschaftlichen Möglichkeiten ein Raum, der nach meiner festen Überzeugung sowohl der deutschen Schifffahrt, wie auch dem deutschen Handel, noch große Zukunftsmöglichkeiten bietet. Der amerikanische und der großfranzösische Raum werden in gleichem Maße ebensowenig wie der in Auflockerung befindliche britische und der weniger entwickelte osteuropäische Raum Rußland gerade deutscher freier Betätigung — vor allem in der Schifffahrt — offenstehen. Im fernöstlichen Raum ist für Deutschland

die Tatsache, daß es weitgesteckte machtpolitische Ziele dort niemals verfolgt hat, heute ein wirtschaftlich großer Vorteil, ebenso, daß auch für die weiteste Zukunft in dieser Hinsicht keine Möglichkeiten von Zusammenstößen deutscher Interessen, mit den Ländern in diesem Raum, vorhanden sind und sein werden.

*

Darf ich zum Schluß Ihnen nur noch ganz kurz schildern, welchen Eindruck auf mich die Wiederaufbauarbeit des deutschen Kaufmanns im Fernen Osten gemacht hat. Ich habe in glücklicheren Zeiten, vor dem Kriege, das Deutschtum dort in seiner Stärke und Blütezeit gesehen. Es war mir daher auch sinnfällig klar, was die Bestimmungen des Diktates von Versailles, der das Deutschtum und die deutsche Arbeit von Jahrzehnten im Osten mit der Wurzel ausreißen und vernichten sollte, für unser Auslandsdeutschtum bedeutete. —

Um so erstaunlicher ist die heute dort wieder geleistete Aufbauarbeit und die Zähigkeit all dieser Auslandsdeutschen von Singapore, Manila, Hongkong, über Shanghai, Hankau, Tientsin bis Tokio, die gar nicht genug gewertet werden kann. Aus den Kriegsgefangenenlagern Indiens, Japans und Australiens heimkehrend, fanden sie bei der Rückkehr in die Heimat ein Deutschland des Elends und der Schmach vor. Trotzdem gingen sie, die wie wenige die Notwendigkeit starker nationaler Einigkeit kannten und daher wußten, daß der Weg der Heimat in die Irre führen mußte, ohne innere Verbindung mit diesem staatlichen Deutschland wieder hinaus, um ungebrochen an Stolz und ohne Buhlen um fremde Hilfe, verbissen und einsam dem deutschen Namen durch Taten und Leistung wieder Achtung abzurufen. Das ist ihnen in vollem Maße gelungen! Überall steht der Deutsche heute wieder in persönlicher und nach der nationalen Revolution in Deutschland auch in gesteigerter staatlicher Achtung da. Japan wie China begegnen dem neuen Deutschland mit freundlicher Achtung. Im ganzen Osten sind Erscheinungen der Greuelpropaganda auch nicht im entferntesten in der Form und Stärke zu verzeichnen, wie in Europa oder Amerika. —

Überall sind wieder deutsche Vereine, deutsche Schulen, Hospitäler und Kirchen in gegen den Vorkriegsstand teilweiser erhöhter Bedeutung vorhanden. Ich habe den Tag von Potsdam in Shanghai, des Führers Geburtstag in Tokio inmitten der Ortsgruppen und deutschen Gemeinden gefeiert und habe gesehen, wie stark und innerlich verbunden sich heute unsere Volksgenossen im Osten mit dem Heimatland und dem neuen Reich fühlen. —

Das stärkste Band, das dieses Deutschtum aber mit der Heimat verbindet, und zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern auch weltanschaulich, ist die deutsche Schifffahrt und die deutsche Flagge. Ich spreche wirklich nicht pro domo, und man kann mir, der ich seit drei Jahrzehnten mit der See und mit dem Ausland verbunden bin, Überschwang in dieser Richtung billigerweise wohl nicht zusprechen. Aber ich muß offen gestehen, daß mir die Imponderabilien der deutschen Flagge und ihrer Vertretung im Ausland niemals so stark wie auf dieser Reise klar geworden sind. —

Amerika ist viel näher und die Berührungspunkte mit der Heimat daher dort auch ohne Schifffahrt viel stärker. Im Osten aber ist jedes einzelne Schiff und die Flagge einer jeden Reederei ein sehr viel stärkeres Bindeglied mit der Heimat, die durch weite Räume und unzureichendes Nachrichtenwesen getrennt ist. —

In meinen Ausführungen versuchte ich Ihnen zu zeigen, wie gewaltig heute auch im Osten die Probleme sind, die in Verbindung mit dem weiten Weltmeer alle Völker wieder bewegen. Deutschland darf hierbei nicht ausgeschaltet werden. Im Interesse seines Volkstums, seiner Industrie, seines Handels und vor allen Dingen im Interesse des deutschen Arbeiters, sind wir auf die Verbindung mit der See angewiesen. Nicht einer Laune entsprang das gewaltige Werk deutscher Seegeltung, welches das Kaiserreich zwischen 1890 und 1914 aufbaute, sondern dem Lebensbedürfnis des deutschen Volkes, das auf damals schon zu engem Raum lebend, hinaus mußte nach Übersee, wenn es nicht wie in den Jahrzehnten vorher durch Auswanderung dem deutschen Volkstum verloren gehen sollte. Mehr denn je müssen wir heute an die Worte Ihres großen Landsmanns, des Deutschen ohne Deutschland, Friedrich List denken: „Wer an der See keinen Anteil hat, ist ein Helote und ein Knecht der Menschheit.“

Lassen Sie sich daher auch nicht durch die augenblicklichen Schwierigkeiten der deutschen Schifffahrt, die noch dazu überwiegend außerhalb ihres Einflusses liegen, zu stark und ungünstig bewegen. Unsere deutsche Schifffahrt als solche ist gesund. Hilft uns Deutschlands Industrie, Wirtschaft und Handel über diese Notzeit der Weltwirtschaftskrise hinwegzukommen, so werden wir schon bestehen. Werden wir aber schwach, so ist damit die deutsche Seegeltung zu Grabe getragen, denn hinter uns stehen die eine jahrhundertalte Seetradition verteidigenden Staaten England, Frankreich, Holland, ferner junge, vorstürmende Nationen, wie Japan und Italien, welche die Bedeutung der Seemacht für Länder mit engem Lebensraum voll erkannt haben und mit aller Energie daraus die Folgerungen ziehen. —

Unser Führer und Kanzler hat dem deutschen Volke die eine große Voraussetzung, die ein jedes Volk für Betätigung und Anteil am freien Meere braucht, nämlich die nationale staatliche Einheit und Geschlossenheit gegeben. Nirgends tritt aber die Einheit des deutschen Volkes reiner und geschlossener in Erscheinung und wird der Welt vor Augen geführt, als auf den Schiffen mit ihren Besatzungen, welche die Flaggen des neuen Deutschland in die Ferne tragen. Darüber hinaus aber verpflichtet uns Führer der deutschen Seeschifffahrt, die wir uns heute nicht nur als Leiter kaufmännischer Betriebe fühlen, sondern stolz darauf sind, damit an wichtiger Stelle auch allgemeine nationale Interessen zu betreuen, das heilige Erbe, das uns aus großer Vergangenheit von all den vielen tausenden Soldaten und Kaufleuten zu treuen Händen übergeben wurde, die auf allen Meeren und in allen Breiten ihr Leben für die deutsche See- und Auslandsgeltung freudig hingaben. —

COLIN ROSS:**Bilanz der Roosevelt-Revolution**

Knoxville (Tennessee), im Juli.

Seit über einem Jahr bin ich jetzt in Amerika und damit in Gefahr, den intuitiven Blick für die grundlegenden Probleme zu verlieren. Diese Gefahr droht einem in jedem Lande bei allzu langem Aufenthalt, und in den Vereinigten Staaten ganz besonders. Der Amerikaner zieht keine Konsequenzen; am allerwenigsten denkt er Gedanken zu Ende. Er ist sich wohl bewußt, daß die Fortdauer bestimmter Zustände zu unheilvollen Folgen führen muß, allein er zieht es vor, nicht darüber nachzudenken. Dazu ist er viel zu sehr Optimist, und die nationale Grundeinstellung des „Keep smiling!“ dient auch nicht dazu, den Dingen auf den Grund zu gehen.

So befindet sich Amerika augenblicklich in einer lächelnden Zuversicht, daß schon alles gut werden wird. Wer wie ich durch das Land fährt und mit Menschen aller Stände in allen Staaten zusammenkommt, stößt kaum auf eine andere Stimmung. Man ist nicht gerade begeistert, aber auch nicht niedergeschlagen. Das erste Jahr des Neuen Systems, des „New Deal“, mit seinen N. R. A., A. A. A., C. C. C., C. W. A., T. V. A. und wie die Buchstabenkombinationen alle heißen, hat nicht so viel Gutes gebracht, wie seine Anhänger erhofften, aber auch nicht so viel Schlechtes, wie seine Gegner befürchteten. Außerordentliche Wandlungen sind eingetreten, Wandlungen, die ein Amerikaner alten Schlages nie für möglich gehalten hätte. Aber schließlich ist es weder zu Bolschewismus gekommen, noch zu Staatssozialismus, noch zu irgendeinem anderen „Ismus“. Und der mit diktatorischer Vollmacht regierende Präsident vermochte zu beweisen, daß seine Handlungen in striktestem Einklang mit Verfassung wie Unabhängigkeitserklärung stehen.

Wirtschaftlich ist eine unleugbare Besserung eingetreten. Die Zahl der Arbeitslosen ist entscheidend zurückgegangen, die Industrie ist stärker beschäftigt, selbst den Farmern ist ein wenig geholfen. Dem flüchtigen Blick erscheint alles wunderbar. Die „Bread Lines“, die um ein Stück Brot und einen Teller Suppe anstehenden Hungrigen sind verschwunden, man trifft kaum Bettler, und wenn man nicht gerade in die Slums geht oder in die landwirtschaftlichen Elendsgegenden, erscheinen die USA. wieder als das reiche, im Überfluß lebende Land, als das es in Europa von jeher galt.

Nun, der Überfluß ist auch da, aber der ist ja gerade das eigentliche Problem des heutigen Amerika, und wie mit seinem Segen, beziehungsweise Unsegen fertig zu werden, die Aufgabe der amerikanischen Revolution. Diesem Problem gelten auch alle Maßnahmen des Präsidenten. Aber zu einem großen Teil ging er ihnen nicht grundsätzlich zu Leibe, sondern oberflächlich. Er beseitigt die Folgen, aber nicht die Ursachen. Man riß auf der einen Seite nieder, um auf der anderen wieder

aufzubauen. Man legte Land brach, um andererseits den Ertrag zu intensivieren. Man pflügte Tausende von Hektaren mit Weizen und Baumwolle unter, um vielleicht nur wenige Meilen davon entfernt mittels großer kostspieliger Bewässerungsanlagen Neuland unter Kultur zu nehmen.

Solche Widersprüche sind nun freilich in keiner Revolution vermeidlich, und am allerwenigsten in einem Lande der Gegensätze und Widersprüche, wie die Vereinigten Staaten es nun einmal sind. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß Roosevelt und sein Stab kaum hätten anders handeln können, als sie gehandelt haben, um diese „lächelnde Revolution“ durchzuführen. Es ist nur die Frage, ob sie dauernd eine Revolution des „Keep smiling“ bleiben kann, und ob einmal nicht doch die Gegensätze in ihrer ganzen Härte aufeinanderprallen müssen.

Wer in Amerika lebt und sich mit amerikanischer Politik befaßt, ist natürlich in wachsender Gefahr, sich in die Details dieser Politik zu verstricken, je näher er mit ihnen vertraut wird. Und so neigt er dazu, in dem Ausgang der Kongreßwahlen und in der Frage der Wiederwahl Roosevelts die entscheidenden Faktoren der amerikanischen Geschichte zu sehen. Allein so wichtig es für die ungestörte und unerschwerte Fortführung der Rooseveltischen Politik ist, daß er im nächsten Kongreß über eine Mehrheit verfügt und im Jahre 1936 wieder gewählt wird, so verhältnismäßig belanglos ist dies für die Fortsetzung der amerikanischen Revolution, die nicht mit Roosevelt und dem „New Deal“ begann und nicht mit ihnen endet.

*

Die amerikanische Revolution ist die Krise der westlichen Zivilisation, oder noch krasser und fast schon überspitzt ausgedrückt, die Krise des Fortschrittsgedankens, der eigentlichen Religion des 19. Jahrhunderts. Diese Krise liegt zwar auch all den anderen nationalen Revolutionen zugrunde, der deutschen wie der italienischen, der russischen wie der japanischen. Allein in diesen Ländern wie in allen übrigen spielen so viele andere Faktoren hinein, vor allem Kriegsfolgen, daß das eigentliche Problem getrübt wird und nicht so klar erkannt werden kann.

In Amerika aber handelt es sich einwandfrei und ausschließlich um die Frage der Anpassung einer übermächtigen nationalen Produktion an den nationalen Bedarf unter gleichzeitiger neuer und gerechterer Verteilung des nationalen Wohlstandes. Das Problem Amerikas ist, daß es über eine Landwirtschaft verfügt, die neben Amerika auch ganz Europa versorgen könnte, und zwar mit Lebens- und Futtermitteln sowohl wie mit Faserstoffen. Amerika verfügt über einen industriellen Apparat, der das Drei- bis Vierfache des eigenen Bedarfes erzeugen kann. Die Rohstoffe für diese Produktion sind fast restlos im eigenen Lande vorrätig, beziehungsweise werden im eigenen Lande erzeugt. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur ein Kontinent; sie sind ein Planet. Was aber tut dieser Planet, wenn die übrige Welt weder für seine Lebensmittel und Rohstoffe noch für seine Industrieprodukte Verwendung hat, und wenn überdies diese ganze übrige Welt sein Schuldner ist,

der heute bereits seine Schulden nicht bezahlen kann, wieviel weniger die Waren, die Amerika ihm verkaufen möchte!

So angesehen vereinfacht sich das amerikanische Problem auf die Frage: wie drosselt man am raschesten die landwirtschaftliche und industrielle Überproduktion, und was fängt man mit den Menschen an, die durch die Abdrosselung aus dem Produktionsprozeß herausgeworfen werden?

Haben die Vereinigten Staaten endgültig den Weltmarkt für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse verloren — und es sieht ganz so aus, als ob dies endgültig der Fall wäre —, so vermögen sie den Eigenbedarf ungefähr mit der Hälfte der heute vorhandenen Farmerfamilien auf etwa zwei Drittel bis der Hälfte des heute unter dem Pfluge befindlichen Ackerlandes zu decken. Zu diesem erstaunlichen Resultat führen nicht nur der Verlust der Exportmärkte, sondern gleicherweise die unerhörte Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, vor allem während des letzten Dezenniums, und der Übergang der Amerikaner von hauptsächlich Rind- und Weizenahrung zu Schweinen, Gemüse und Früchten, die auf wesentlich geringerer Anbaufläche die gleiche Kalorienzahl erzeugen.

Was von der Landwirtschaft gilt, gilt von der Industrie. Hört die gegenwärtige künstliche Belebung der Industrie, die fast restlos auf Regierungsaufträgen beruht, auf, so liegen 10 bis 15 Millionen Industriearbeiter auf der Straße. Entblößt man mit solch unerbittlicher Härte den eigentlichen Kern des amerikanischen Problems, so ergibt sich die für einen Amerikaner erschreckende Konsequenz, daß es nur gelöst werden kann, indem man nicht nur die bisherige Wirtschaftspolitik ins Gegenteil verkehrt, sondern unmittelbar den amerikanischen Charakter, seinen bisherigen Glauben und seine Weltanschauung von Grund aus umkehrt. Dies ist freilich eine Aufgabe, vor der selbst ein so unerschrockener, verantwortungsfreudiger Mann wie Roosevelt zurückschrecken mag, und die ihn veranlaßt, erst vorsichtig und zaudernd in der neuen Richtung zu tasten und zu experimentieren.

Als solch tastender und zögernder Versuch erscheinen denn auch, wenn man auf dies Gesamtproblem sieht, alle Maßnahmen des Landwirtschaftsministers, die Produktion einzuschränken. Und er hätte damit auch einen vollen Fehlschlag erlitten, wäre ihm nicht die katastrophale Trockenheit zu Hilfe gekommen, die die diesjährige Ernte in unerwartet hohem Maße reduziert.

Da wo die Trockenheitskatastrophe fehlt, wie hier im Süden, erweist sich die verhältnismäßige Wirkungslosigkeit der Anbaubeschränkung. Man hat durch Unterpflügen bereits bestellter Felder die Anbaufläche für Baumwolle um 41 Millionen Acres auf 30 heruntergedrückt. Allein für das Geld, das die Baumwollfarmer für die untergepflügten Felder erhielten, kauften sie sich schleunigst Kunstdünger und verstanden es, statt der bisherigen 174 Pfund 209 Pfund pro Acre zu erzeugen, so daß die Gesamtmenge nicht vermindert wurde. Außerdem bedeutet die amerikanische Produktions einschränkung für alle übrigen Baumwollländer einen Anreiz zu

vermehrter Produktion, so daß als Folge des Einschränkungsexperimentes, das dem Land 150 Millionen Dollar im Jahre 1933 kostete und 1000 Millionen im Jahre 1934 kosten wird, die auf den Weltmarkt gelangende Baumwollmenge nur vermehrt worden wäre, hätte nicht im letzten Augenblick ein Witterungsumschwung die Ernteaussichten verschlechtert. Daß man den Preis eines Produktes, das zu Weltmarktpreisen gehandelt wird, nicht durch einseitige Produktionseinschränkung heben kann, mag man auch einen noch so großen Teil der Erzeugung kontrollieren, haben die Engländer mit dem Versuch der Einschränkung der Rohgummi-Produktion zu ihrem Leidwesen erfahren. In Baumwolle wie in Weizen ergeben sich auf die Dauer für Amerika nur die zwei Möglichkeiten, sich entweder mit den Haupterzeugungsländern über den jeweiligen Anteil und den Weltmarktpreis zu verständigen, oder sich auf die Versorgung des eigenen Landes zu beschränken.

Die unerhörte Erschütterung des Wirtschaftslebens wie der ganzen sozialen Struktur, die die letztere Lösung zur Folge haben würde, lassen es begreiflich erscheinen, daß selbst ein so radikaler Mann wie der Ackerbauminister Wallace, der als einer der wenigen Amerikaner wirklich Gedanken zu Ende denkt, vor den äußersten Konsequenzen zurückschreckt und hofft, doch noch irgendein Mittel zu finden, das der amerikanischen Landwirtschaft wenigstens einen Teil der Exportmärkte erhält. Diesem Bemühen sollen ja auch die Vollmachten dienen, die Tarife bis zu 50 Prozent herabzusetzen, die sich der Präsident vom Kongreß geben ließ. Indem man in bescheidenem Maße wieder Industrieprodukte ins Land lassen will, hofft man der eigenen Landwirtschaft wieder einen Markt in Europa zu sichern. Diese Maßnahmen bedeuteten eine Umkehrung der ganzen bisherigen Tarifpolitik Amerikas, die auf immer höhere Zölle und immer stärkere Ausschließung der fremden industriellen Konkurrenz aus war.

Freilich, diese Umkehr kommt zu spät, und sie kann unter den gegebenen Verhältnissen auch niemals grundlegend genug sein, um dem amerikanischen Farmer seinen verlorenen Markt in Europa wieder zu gewinnen. Auch in diesem Punkte wird Amerika einmal die Folgen seiner unbegrenzten landwirtschaftlichen wie industriellen Anspannung unter gleichzeitiger Ausschließung aller fremden Konkurrenz und der damit verbundenen Lahmlegung des Welthandels tragen müssen. Allein es wird außerordentlich schwer sein, dies dem Amerikaner klarzumachen, wie ja auch die wirtschaftliche und politische Revolution Amerikas nicht möglich sein wird ohne eine gleichzeitige seelische und geistige, die die eigentliche und viel tiefergreifende und umwälzendere Revolution sein wird. Diese Revolution wird und muß das ganze amerikanische Denken von Grund aus ändern und somit umwälzender sein als die sogenannte „amerikanische Revolution“, die eigentlich nichts war als die politische Revolte von Kolonien gegen das Mutterland. Daß dieser Unabhängigkeitskrieg, der lediglich um politische Freiheit und Selbstverwaltung ging, mit den hochklingendsten Sätzen von allgemeinen Menschenrechten umkleidet war,

entspricht lediglich der amerikanischen Mentalität, praktische Politik mit wohlklingenden und die Massen begeisternden Phrasen und Schlagworten zu umkleiden. — Das gleiche war beim Bürgerkrieg der Fall, der angeblich für die Befreiung der Negersklaven geführt wurde, tatsächlich aber um Zölle und Arbeitsbedingungen, wie auch beim spanischen und beim Weltkrieg. Der erstere wurde für die Befreiung Kubas geführt, der letztere um die „Welt vor dem preußischen Militarismus“ zu bewahren, während beide reine Wirtschaftskriege waren, gleichzeitig aber auch der Ablenkung der Massen von den drohenden sozialen Problemen dienten.

Diese sozialen Probleme bestanden bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Sie dauerten an bis zum „New Deal“, das ebensowenig eine Lösung für sie bedeutet. Wenn Amerika bisher die soziale Revolution vermied, ja sogar die Fiktion aufrecht erhalten konnte, als gäbe es in den Vereinigten Staaten keine soziale Frage, und wenn das amerikanische Proletariat sich bis heute nicht wirksam zu organisieren vermochte, so, weil Amerika infolge seines immer wieder verfügbaren Freilandes seine unzufriedenen Massen in die Wildnis abzuschieben und später durch eine unbegrenzte Produktionssteigerung zu beschäftigen vermochte, während es sie gleichzeitig durch eine unerhört geschickte nationale Ideologie sowohl über den wirklichen Zustand wie über seine Aussichten hinwegtäuschte.

Die „Idee Amerika“ war sicherer, unbegrenzter Fortschritt sowohl für den einzelnen wie für die ganze Nation. Die Aufgabe dieser Idee bedeutet die eigentliche amerikanische Revolution.

■

Auf dem nordamerikanischen Festland trafen die ausgesprochensten Anhänger puritanisch-kalvinistischer Weltanschauung, die in Arbeit und Gelderwerb eine religiöse Pflicht sahen, auf Verhältnisse, die sie zu äußerster Anspannung dessen trieben, was sie ohnehin als religiöse Pflicht ansahen. Diese ersten Siedler konnten sich nur durch äußerste Arbeit und Sparsamkeit am Leben erhalten. Da aber ihre Weltanschauung ihnen verbot, sich der Früchte ihrer Arbeit übermäßig zu erfreuen, so wurden sie fast zwangsläufig dazu gezwungen, ihren Produktionsapparat weiter und weiter auszubauen. Dieser übermäßige Ausbau der landwirtschaftlichen wie der industriellen Produktion hätte bereits früher in die Krise geführt, wenn nicht Ereignisse wie der Bürgerkrieg oder der Weltkrieg diese immer wieder hinausgeschoben hätten. Nach dem Bürgerkrieg drängte der sich immer stärker industrialisierende Nordosten das Land zu immer stärkerer agrarischer Intensivierung. Die Industrialisierung Neu-Englands war nur mit europäischem Kapital möglich. Der Zinsendienst der Anleihen aber konnte nur durch einen forcierten landwirtschaftlichen Export gedeckt werden. Da damals Europa in einen wahren Industrietaumel geraten war, sah es keine Bedenken darin, die eigene Landwirtschaft zu vernachlässigen und sich von Amerika nähren und kleiden zu lassen. Inzwischen aber wuchs die amerikanische Industrie heran, die den europäischen Industrieländern den ame-

rikanischen Markt mehr und mehr verspernte. Die Krise wurde durch den Weltkrieg hinausgeschoben. Dieser bedeutete zunächst eine unerhörte Steigerung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse der Alliierten, dann der USA. selber. Diese Konjunktur hielt nach dem Weltkrieg zunächst noch an, als es galt, das ausgehungerte Mitteleuropa zu versorgen. So stieg denn die landwirtschaftliche Produktion einseitig zusammen mit den Farmpreisen weiter an.

Von 1913 bis 1920 wurden in den Vereinigten Staaten 30 bis 40 Millionen Acres neu unter Kultur genommen. Gleichzeitig aber wurde auch in der ganzen übrigen Welt die Anbaufläche um fast 40 Prozent vermehrt. Plötzlich war also für den amerikanischen Überschuß kein Absatz mehr vorhanden. Und da sich die Vereinigten Staaten überdies von einem Schuldner- in ein Gläubigerland verwandelt hatten, das gleichzeitig durch seine Tarifpolitik europäische Industriewaren ausschloß, sahen sich die europäischen Völker außerstande, amerikanische Rohprodukte oder Waren zu kaufen, es sei denn mittels amerikanischer Kredite. Als diese aufhörten, hörte auch der Export auf.

Das ist heute die Lage. Nach menschlicher Voraussicht besteht für die nächste und selbst die weitere Zukunft keinerlei Aussicht auf Absatz des amerikanischen agrarischen wie industriellen Überschusses. Auf der anderen Seite aber ist nicht nur ein gewaltiger Produktionsapparat auf die Erzeugung dieses Überschusses ab- und eingestellt, sondern die ganze amerikanische Mentalität, die ganze amerikanische Denkweise und Gefühlswelt drängt nach Fortschritt, nach immer besserer, schnellerer und größerer Produktion. Wenn irgendwo der Fortschrittsgedanke noch voll in Geltung ist, und zwar in seiner materiellsten Fassung, so in Amerika.

Wohin aber mit so viel Fortschritt und so viel Überschuß? Solange es noch nicht gelungen ist, die Geistesverfassung und seelische Einstellung der Amerikaner zu ändern, die Produktion von einer solchen für den Profit auf eine solche für den Bedarf umzustellen und damit die gleichmäßigere und gerechtere Versorgung aller Angehörigen des Volkes zu sichern, bleiben nur die Mittel und Methoden der „sinnlosen“ Arbeit, der planmäßigen Einschränkung und der planmäßigen Zerstörung, um die verfügbaren Kräfte in Bewegung zu halten.

Wir in Deutschland stehen, wenigstens auf landwirtschaftlichem Gebiete, noch so sehr unter der Notwendigkeit, den letzten Hektar zu nützen, um unser Volk ernähren zu können, daß wir uns diese Umstellung von einer Nationalökonomie des Mangels auf eine solche schädlichen Überflusses nicht vorstellen können. Aber auch in den Amerikanern lebt noch allzusehr die Erinnerung an die Zeit des Mangels, der Sparsamkeit und der Einschränkung, als daß man sich zu ganz großzügigen Zerstörungsmaßnahmen entschließen könnte, um ganz großzügig wieder aufbauen zu können. Der amerikanische Farmer hat ein ausgesprochen schlechtes Gewissen, wenn er Weizen oder Baumwolle umpflügt. Er fürchtet damit, Gottes Gebot zu verletzen und der Bibel zuwider zu handeln, und er würde es auch bestimmt nicht

tun, wenn er den Regierungsscheck, den er für jeden untergepflügten Acker erhält, nicht so dringend brauchte.

Allein alle Maßnahmen Roosevelts, so radikal sie den Amerikanern auch erscheinen mögen, sind einstweilen nichts als Provisorien, die die eigentlichen radikalen Änderungen, die einmal notwendig sein werden, hinausschieben. Eine Ansicht, die man häufig hört, selbst von Anhängern des Präsidenten, ist, daß er auf das Programm, das er heute durchführt, nie gewählt worden wäre. Hätten die Amerikaner eine Ahnung von dem „Programm“, das die Zukunft für sie birgt, sie hätten ihn noch viel weniger gewählt. Allein heute ist die Entwicklung bereits so weit, daß es den Gegnern des „Neuen Systems“ nicht einmal etwas nützen würde, sie stimmten bei der nächsten Wahl gegen Roosevelt und wählten republikanisch. Auch die republikanische Partei könnte keine anderen Maßnahmen ergreifen als die, welche heute von den Demokraten durchgeführt werden. Ein Abstoppen der gegenwärtigen staatskapitalistischen Richtung und eine Rückkehr zum Hoover-Geschäftsindividualismus würde das Land von heute auf morgen in Chaos, Bürgerkrieg und Bauernaufstand stürzen.

Die amerikanische Revolution ist im Fluß, sie kann nicht mehr aufgehalten werden. Alle Maßnahmen der Roosevelt-Regierung waren bisher solche der Einschränkung, der Zerstörung und der sinnlosen Arbeit. Selbstverständlich sind sie mit Ausnahme der Einschränkung der Anbaufläche nicht als solche deklariert. Aber die Schaffung all der Straßen und nationalen Parks, der Verwandlung von Acker in Wald, ja in Wildnis, der Dämme und Stauseen, für die man im Grunde keine Verwendung hat, sind Zerstörung und sinnlose Arbeit. All diese nutz- und sinnlose Arbeit wird vom Staat bezahlt, der sich durch Kreditanspannung und inflationistische Maßnahmen die Mittel dafür beschafft und damit die zusätzliche Kaufkraft erzeugt, die hinwiederum die gegenwärtige wirtschaftliche Scheinblüte bewirkt.

Es ist heute bereits so, daß von jeweils 20 Angestellten und Arbeitern einer von der Regierung bezahlt wird. Im Jahre 1933 zahlte die Regierung ein Drittel des nationalen Einkommens, im Jahre 1934 werden es 40 Prozent sein. Zur Bezahlung all dieser ungeheueren, zum großen Teil unproduktiven, ja zerstörenden Arbeit hat die Regierung die Währung entwertet und gleichzeitig eine Schuldenlast angehäuft, die bereits die der Kriegszeit übertrifft.

Diese Schuldenlast wird wachsen, und sie wird natürlich nie bezahlt werden, oder vielmehr: die Produktionskraft des gesamten amerikanischen Volkes wird sie zahlen, wobei es vom weiteren Verlauf der amerikanischen Revolution abhängen wird, auf wessen Schultern die Hauptlast der nationalen Schulden abgewälzt werden wird.

Das Charakteristische der amerikanischen Revolution ist, daß sie bisher ohne eine Idee durchgeführt wurde. In der französischen, der russischen oder der deutschen Revolution war die Idee das erste. Nach ihr suchte man die Ereignisse zu gestalten.

Amerika fehlt die Idee bisher. Das ist möglich, weil die Revolution bisher erst in den Anfängen steht und das Volk sich dieser Revolution größtenteils überhaupt noch nicht bewußt geworden ist. Infolge des gewaltigen Reichtums und der schier unbegrenzten Mittel des Landes vermag die Regierung die endgültige Lösung hinauszuschieben. Es ist einstweilen eine Revolution, die von den Revolutionären keinerlei Opfer erfordert. Solange es Schecks von der revolutionären Regierung regnet, kommt man ohne Idee aus.

Aber wie das „New Deal“ einstweilen ein politisches und wirtschaftliches Hinausschieben radikaler Änderungen bedeutet, die langsam Gestalt annehmen müssen, so gilt dies auch auf geistigem Gebiete. Früher oder später wird Roosevelt mit dieser Idee hervortreten müssen, will er nicht durch einen anderen Führer verdrängt werden.

Es entspricht der Natur des Präsidenten, daß er nicht durch theoretische Überlegungen zu dieser Idee kommt, sondern daß er sie gewissermaßen aus der Zeit entstehen läßt, genau wie er ursprünglich nicht an ein „New Deal“ dachte, aber den Gedanken sofort aufgriff, sobald er auftauchte. So wird Roosevelt als der geniale Politiker, der er ist, eine neue Idee Amerika sofort aufgreifen, sobald sie auftritt. Von dieser Idee hängt alles ab. Nur wenn sie die Phantasie der Massen entzündet und sie mitzureißen versteht, wird sie das amerikanische Volk dazu vermögen, die Opfer zu bringen, welche die Umwandlung erfordert.

Daß der Präsident sich dessen bewußt ist, hat seine letzte Radiorede bewiesen. Er sprach davon, daß Amerika wieder „God's own country“ werden müsse, „Gottes eigenes Land“, als das es seinen Bewohnern einmal erschien. In diesem Schlagwort liegt ein brauchbarer Kern, wenn er nicht zu abgegriffen und auch durch die Depression ironisiert wäre. Daß der Präsident es aufgriff, ist immerhin bezeichnend für den streng nationalen Charakter, den diese Idee haben wird. Das Amerika des nächsten Jahrhunderts wird ohne die universalistische Geste des vorigen sein. Es wird davon absehen, die ganze Welt mit den Segnungen der amerikanischen Zivilisation beglücken zu wollen. Es wird nicht mehr dafür kämpfen „to make the world safe for democracy“, sondern zufrieden sein, das eigene Haus „sicher“ zu machen. Amerika ist auf dem Wege, ein „Planet“ zu werden, der seine eigene Bahn zieht.

HANSJULIUS SCHEPERS:**Japan und Panasien II**

Ein weiteres wesentliches Glied in der japanischen Glacis- und Sicherungspolitik ist Tibet. Seit der englandfreundliche Dalai Lama tot ist, sind Japans Aussichten gestiegen. Der nunmehr mächtigste Mann Tibets, der Taschi- oder Pantschen-Lama (der Gegenspieler des Dalai Lama), ist Japans Plänen günstig, er verkörpert in seiner Person das geheimnisreiche, seine Wiedergeburt ersahnende Asien. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, daß Tibet zum erstenmal sich selbst aufschloß und eine japanische Militärmission in Zivil zu Studienzwecken im Lande herumreisen ließ. Vielleicht gelingt es Japan, Tibet in seine Politik einzubeziehen und es zu einem asiatischen Bollwerk gegen England und Rußland auszubauen. Die geographische Lage bietet alle Voraussetzungen dafür.

Der erste Weg Japans in der Durchsetzung seiner panasiatischen Ziele ist also die Durchdringung Innerasiens, d. h. die Festigung seiner kontinentalen Machtstellung.

Der zweite Weg ist der maritime. Den Kriegsschiffen kommt vorläufig in diesem Kampf jedoch nur die zweite Rolle zu. Bevor Japan seine kontinentale Aufgabe nicht gelöst hat, hat es keine Veranlassung, die Abmachungen des Washingtoner Flottenabkommens ernstlich anzugreifen. Japan hat übrigens erklärt, daß es auf der Flottenkonferenz 1935 keinesfalls politische Fernostfragen, sondern nur reine Marinefragen zulassen werde. „Japans Industrialisierung hat dagegen einen Stand erreicht, der das Land zur Eroberung der östlichen Märkte nicht nur befähigt, sondern auch zwingt“ (Stegemann). Der Kampf, den hier Japans Handelsschiffe führen, gilt nicht nur der Erringung der Vorherrschaft im Pazifischen Ozean. Japan steht vor allen Türen, sein Ausfuhrangriff bedrängt die Kolonialmächte in ihren Stammländern und bindet damit ihre Kräfte. Darin liegt die Bedeutung dieses Kampfes für Japans Panasienpläne. Die Vorentscheidung über die Beherrschung des Pazifik und die wirtschaftliche Vorherrschaft des kommenden großasiatischen Blockes wird auf dem Weltmarkt gefällt werden. Die großen Staaten (England z. B.) rüsten zu einem Abwehrkampf gegen Japans Dumping. Ob Schutzzölle und Einfuhrkontingente Japans Weg aufhalten werden, erscheint zweifelhaft. Japan war ein allzu gelehriger Schüler der alten Industriestaaten. Der Weltkrieg hielt ihm zudem auf Jahre den europäischen Wettbewerb fern und gab ihm Gelegenheit, seine Stellung auf dem Ostasienmarkt fast bis zur Unangreifbarkeit zu festigen. Von 1928 bis 1932 steigerte Japan seine Textilausfuhr um einen Betrag, der ein Viertel der Gesamtmenge der englischen Textilausfuhr ausmachte, von 1929 bis 1933 stieg dagegen die Arbeitslosigkeit im englischen Textilindustriegebiet von 12 auf 22 v. H.! (Um nur ein bezeichnendes Beispiel zu nennen.) England mußte verhandeln, ohne vorläufig zu einem für seine Industrie günstigen Ergebnis zu kommen.

Vernichtend für die europäische Industrie wirkte sich auch der japanische Wirtschaftsvorstoß in Niederländisch-Indien aus. Um ihre einheimische Industrie zu retten, brach die Kolonialregierung mit dem seither nie angetasteten Grundsatz der „offenen Tür“ und verhängte mengen- und wertmäßige Einfuhrbeschränkungen. Der Erfolg war nicht unbedingt mit dieser Maßnahme, denn die Kolonialregierung mußte dennoch sich mit Japan an den Verhandlungstisch setzen. Wie diese Verhandlungen auslaufen werden, kann eigentlich kaum zweifelhaft sein, denn hinter diesem offen geführten Wirtschaftskrieg steht das größere Gespenst: Panasien. Nichts erhellte Japans Vorsprung mehr als die Lebensstandardzahl des japanischen Arbeiters: Im Februar 1934 wurde für eine fünfköpfige Arbeiterfamilie in Tokio das Existenzminimum auf 42 RM. festgesetzt.

Japan traf mit seinem einheitlichen Vorgehen auf dem Weltmarkt alle Handelsmächte gleichermaßen und doch jede an einer anderen verwundbaren Stelle. Kaufmännische Selbstsucht hat bislang eine Einigung der Gegner verhindert, ja sie sogar in eine Abwehrstellung gedrängt, die schon wieder halbes Entgegenkommen war. So konnte Japan sich stark genug fühlen, einen letzten, großen Schlag zu führen und den dritten Weg in seinem Kampf um Panasien zu beschreiten, d. h. eine Art asiatischer Monroelehre zu verkünden.

„Japans Kopf und Hände liegen auf den Inseln, Herz und Magen in der Mandschurei“, so lautet ein japanisches Sprichwort. Statt Mandschurei kann man wohl China sagen. Das Verhältnis zu China ist Japans Lebensfrage. Alle chinesischen Vorgänge berühren Japan unmittelbar. So nahm Japan die vor der Verwirklichung stehenden Pläne ausländischer Wirtschaftsgruppen, die China finanziell, wehrtechnisch und wirtschaftlich unterstützen wollten, zum Anlaß, einzuschreiten. Japan vertrat den Standpunkt, daß die geplante Auslandsbetätigung durch ihren politischen Charakter die schwersten innerpolitischen Folgen für China und damit für Asien und Japan haben müßte. Die Lieferung von Kriegsflugzeugen, Einrichtung von Flughäfen, die Entsendung militärischer Berater und Instruktoren, die Gewährung „politischer“ Wirtschaftsanleihen erscheine für Japan, das im Fernen Osten eine Spezialmission durchzuführen habe, als Gefährdung des Friedens. Im Notfalle müsse und werde Japan für seine „Politik des Friedens und der Harmonie“ zu Gewaltmaßnahmen greifen. Jede Einmischung fremder Mächte in China ohne die Zustimmung Japans werde als unfreundliche Handlung aufgefaßt werden, was nach diplomatischem Sprachgebrauch den letzten Schritt vor Abbruch der Beziehungen bedeutet. Auf die kürzeste Formel gebracht — nach dem Muster der kleinen Entente: „Revision ist Krieg“ — würde das heißen: „Einmischung der Westmächte oder Amerikas in China bedeutet Krieg mit Japan.“ Dieses Vorgehen Japans wird allgemein als die Verkündung einer asiatischen Monroedoktrin bezeichnet.

Die Botschaft des amerikanischen Präsidenten James Monroe vom 2. Dez. 1823

hatte als wesentlichsten Inhalt zwei Punkte: Uninteressiertsein in den europäischen Angelegenheiten (§§ 7 und 49) und Verbot der Einmischung europäischer Staaten in die Angelegenheiten Gesamtamerikas (§ 48). Begründet wurde dieses Vorgehen der Vereinigten Staaten mit der innigen Verbundenheit und Verknüpfung der Union mit dem Schicksal der übrigen amerikanischen Staaten. Der Begriff „asiatische Monroedoktrin“ würde also neben dem Einmischungsverbot, das die japanische Erklärung klar zum Ausdruck brachte, japanisches Uninteressiertsein in anderen Erdräumen fordern. Japans Vorgehen scheint diese Bedingung nicht ohne weiteres zu erfüllen. Japans Erklärung mit allgemeinen Völkerrechtsgrundsätzen in Einklang zu bringen, ist möglich, wenn man Japan ein Notrecht für sein Vorgehen zubilligt. Allerdings ist die Monroelehre im Grunde ein hypothetischer Rechtsbruch; Notstand und Notrecht sind dabei nicht beachtlich, da die „Politischen Prinzipien“, zu denen sie gehört, über die völkerrechtlichen Vertragsbindungen hinausgehen!

Japan hat für seinen Wiedereintritt in den Völkerbund eine Reihe von Bedingungen aufgestellt. Eine davon besagt, daß solche Staaten vom Völkerbund ausgeschlossen sein sollen, die nicht imstande sind, ein geordnetes Staatswesen zu führen. Dieser Absatz zielt ohne Zweifel auf China hin. Japan versucht, China die Völkerrechtspersönlichkeit abzusprechen. Wollte man darin eine gewisse Berechtigung sehen, so würde damit die Betätigung der Fremdmächte in China politisch für Japan so schwer wiegen, daß wirklich Lebensfragen für das Inselreich auf dem Spiele stehen. Solange die japanische Erklärung vom 17. April 1934 nur für China Geltung haben soll, nicht aber z. B. für Niederländisch-Indien, das zu den weiter gesteckten Zielen Japans gehört, sind in ihr nicht unbedingt Hegemonialtendenzen enthalten, sondern bezweckt ist, entsprechend den Anfängen der amerikanischen Monroelehre, lediglich eine Isolierung der Gegenküste Japans und ihres Hinterlandes zum Schutze des Inselreiches. Im Kern sind sich die amerikanische Monroedoktrin und die asiatische „Monroelehre“ gleich, beide stellen eine Verbindung kontinentalen Denkens mit regionalem Imperialismus dar. Ein ganz grundlegender Unterschied zwischen amerikanischer Monroedoktrin und der japanischen „Monroeerklärung“ sei jedoch festgehalten: Die amerikanische Monroedoktrin wurde erklärt aus dem Bewußtsein des Nichtkönnens und der Schwäche des in sich noch nicht völlig gefestigten, jungen amerikanischen Staates. Die passive Isolation war die wesentlichste ursprüngliche Grundlage der amerikanischen Monroedoktrin. Ganz anders die japanische Erklärung, die als Ausdruck des Kraftbewußtseins eines auf Weltmachthöhe stehenden Staates eine Warnung an die Nichtasiaten war.

Die zunächst noch mehr wirtschaftlich gerichtete asiatische „Lehre“ erstrebt, wie die amerikanische, keine Gebietsneuerwerbungen, aber in ihrer folgerichtigen Durchführung müßte sie zu einem völligen Hinausdrängen der Fremden aus Asien, d. h. zu Rückerwerbungen, kommen und damit über die amerikanische

Monroedoktrin hinausgehen. Vorläufig ist jedoch die japanische „Monroe-Erklärung“ keineswegs mit der andersgearteten und weitergehenden Panasiende, die eine Kultur- und Rechtsgemeinschaft des Raumes der gelben Rasse bezweckt, gleichzusetzen.

In der Auslegung der amerikanischen Monroelehre wird für die Vereinigten Staaten die moralische Verpflichtung anerkannt und gefordert, für jene Staaten, auf welche die Lehre Anwendung finden soll, einzutreten, wenn sie in Anspruch genommen werden. Analog ist das wohl auch auf Japan-China anzuwenden. Ähnlich wie bei Amerika würde daraus auch für Japan die politische — nicht rechtliche! — Notwendigkeit folgen, gegebenenfalls zu einer Intervention in China zu schreiten. Völkerrechtsfälle, wie etwa der Magdalenenbay-Fall, können Japan als Beispiel dienen. Die Vereinigten Staaten führten hier die Monroelehre gegen ein Privatunternehmen, das Hafenanlagen zu Handelszwecken erwerben wollte, ins Feld mit der Begründung, das Militärische und Politische sei hier dem reinen Handelsinteresse doch zu sehr benachbart. Japans Bestrebungen, soweit sie sich auf chinesische Häfen beziehen, zeigen auch hier, daß Japan ein nur allzu gelehriger Schüler angelsächsischer Praktiken ist.

Das Prinzip des Uninteressiertseins in anderen Erdräumen bezieht sich, richtig ausgelegt, nur auf unerbetene Einmischung. Es fragt sich, ob z. B. Fälle offenen Wirtschaftskrieges, wie zwischen England und Japan, diesem Prinzip widersprechen. Man wird dies bejahen können für die Fälle, wo Japan sich dadurch in innere Angelegenheiten fremder Staaten einmischte, daß es interne Industrieschutzmaßnahmen dieser Staaten mit Drohungen beantwortete, um seiner Industrie Eingang zu verschaffen.

Japans Welthandel muß notwendig eine solche Verquickung mit anderen Staaten bringen, daß eine Politik des Uninteressiertseins als wesentlicher Bestandteil einer ostasiatischen Monroedoktrin praktisch nicht durchführbar sein wird. Ebenso wie sich in Amerika der Leitsatz Washingtons, enge Wirtschaftsbeziehungen ohne politische Verquickungen zu erstreben, als nicht durchführbar erwies. Amerika betrieb — ohne sein „Nicht-Interventionsprinzip“ zu verletzen — eine Expansion in seine nahe Nachbarschaft. Wo Japans Ausdehnungsgrenzen zu ziehen sind, läßt sich noch nicht absehen. Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhange die Landpachtverträge zur Baumwollanpflanzung zwischen Japan und Abessinien und Japan und der Türkei. Vor allem in Abessinien betätigen sich eine Reihe Großmächte, die den neuen Eindringling und Wettbewerber Japan ungern sehen. Die Notwendigkeit, seine Baumwollkonzessionen (durch seine Truppen in fremdem Hoheitsgebiet) schützen zu müssen, könnte durchaus einmal kommen.

(Schluß in Heft 11.)

ULRICH CRÄMER:

Der thüringische Raum und die thüringische Geschichte¹⁾

Gerade an einer Landschaft wie dem Thüringer Becken vermag man die Wechselwirkung von Raum und Geschichte um so besser aufzuzeigen, als Thüringen seit dem Jahre 531 keine Geschichte im eigentlichen Sinne mehr gehabt hat, weil sich auf der anderen Seite aber, wie wir sehen werden, die unveränderlichen Gegebenheiten des Raumes geschichtlich immer wieder in der gleichen Richtung auswirken. Es kann dabei nicht die Aufgabe sein, in das Gewirr der thüringischen Kleinstaaten von gestern irgendein System zu bringen, schon deswegen nicht, weil sich kein anderes darin kundtut als die Teilung nach rein privatrechtlichen Grundsätzen. Geschichtliche Notwendigkeiten, Beziehungen von Raum und Geschichte, sind in jenem verwickelten Gefüge nicht zu erkennen. Betrachten wir daher zunächst als Ausgangspunkt das Grundelement der Raumeinheit, das durch die Landschaft als solche gegeben ist. Diese bildet in ihrer morphologischen Gliederung, in den einmaligen und unabänderlichen Gegebenheiten der Natur die elementarste, schicksalhafte Grundlage aller Geschichte.

Das sogenannte Thüringer Becken wird im Norden begrenzt von dem seit alters unwegsamen Harz, im Nordwesten schließt sich daran das Eichsfeld, im Westen das Hessische Bergland mit Meißner und Seulingswald, im Südwesten die Rhön. Den Abschluß nach Süden bildet der Thüringer Wald in Verbindung mit den Gleichbergen und der Rhön (die Wasserscheide zwischen Main und Werra), während sich östlich der Saale, gleichsam in einer Staffelung, die einzelnen nordsüdlich gerichteten, zwischen den Flußtälern der Saale, Elster und Mulde sich erhebenden Höhenrücken vom Vogtland bis in die Leipziger Tieflandbucht hinziehen. Zwischen diesen zum Teil recht erheblichen Randgebirgen befindet sich eine Einwölbung, deren muldenartiger Charakter noch deutlicher unter geologischem Gesichtspunkt hervortritt: Von den Rändern gegen die Mitte zu erscheinen Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper geradezu ringförmig ineinandergesetzt und geschichtet. An diesem im großen Sinne kesselartigen Charakter des Landes ändert auch eine Reihe schmaler Höhenzüge in westöstlicher Richtung (Dün, Hainleite, Schrecke, Schmücke, Finne, Ettersberg, Hainich) ebensowenig wie etwa der Kyffhäuser. Die einzige, wirklich bedeutende Öffnung des Gebietes, die große Lücke liegt im Nordosten; es ist die Spanne vom Harz bis zum Sächsischen Bergland. In diese Richtung weist überhaupt das ganze Land schon seiner Bodengestaltung nach, wie auch an den Flußläufen kenntlich ist, deren bedeutendste hier bei Naumburg zusammentreffen: Saale, Ilm und Unstrut mit ihren Nebenflüssen. Aus diesem ganzen Rahmen fällt

1) Dieser Beitrag ist der — etwas erweiterte — Probevortrag des Verf. vor der Philosophischen Fakultät der Universität Jena anläßlich seiner Habilitation als Privatdozent der Geschichte.

nur in gewisser Weise das Werratal heraus, das nach Westen und Nordwesten gerichtet ist und auch geschichtlich immer eine gewisse Sonderrolle gespielt hat.

Hieraus ergibt sich die geopolitische Struktur des thüringischen Raumes mit ziemlicher Klarheit: Die Hauptachse dieses Durchgangslandes, das sich im wesentlichen um das Flußgebiet der Unstrut gruppiert, verläuft im großen und ganzen wenig nördlich des Thüringer Waldes, um dann in die Saale-Linie überzugehen; es ist die Straße Eisenach—Erfurt—Naumburg, die vom Niederrhein über Kassel und vom Oberrhein über Frankfurt kommt und nach Halle—Berlin und Leipzig—Dresden weiterzieht. Eine zweite westöstliche Linie ist die ebenso alte südliche Umgehung des Harzes von Kassel und Göttingen her über Nordhausen, die Goldene Aue und Sangerhausen nach Halle und Leipzig. Ebenso wichtig sind die alten Straßen in nordsüdlicher Richtung: von Goslar durch die Lücke zwischen Harz und Eichsfeld nach Mühlhausen—Langensalza—Erfurt; dann die sogenannte Mansfelder Kupferstraße über Erfurt nach Süddeutschland. Wichtig für unseren Blickpunkt sind schließlich die drei alten Übergänge über den Wald: einmal der Eisenacher Paß, der nicht nur seine schon berührte Aufgabe nach dem Westen zu erfüllen hat, sondern zugleich über die Hohe Sonne ins Werratal nach Süden führt; dann in der Mitte des Waldes der Ilmenauer Paß, über den die Straße von Erfurt nach Nürnberg und Würzburg führt (heute der Brandleitetunnel); schließlich der Lauensteiner Paß bei Probstzella, der den in früherer Zeit unwegsamen Oberlauf der Saale oberhalb von Saalfeld umgeht und die kürzeste Verbindung von Halle—Naumburg nach Koburg—Bamberg ins Maingebiet ja noch heute darstellt; alle drei Pässe miteinander verbunden durch den uralt-rätselhaften Königsweg auf dem Kamme des Thüringer Waldes, den Rennsteig. Den beherrschenden Mittelpunkt des ganzen Gebietes bildet Erfurt, das gleichsam wie eine Spinne in ihrem Netz liegt. Wir werden nun bei unserer kurzen Betrachtung der thüringischen Geschichte unter geopolitischem Gesichtspunkt, oder besser: der deutschen Geschichte, soweit sie sich auf thüringischem Boden abgespielt hat, immer wieder auf diese selben landschaftlichen und strategisch-politischen Positionen stoßen, die das Gesetz ihres Wirkens in sich tragen. Sie seien daher in Knappheit nochmals genannt: Es ist zunächst der Mittelpunkt des Thüringer Beckens, Erfurt; es sind diesem in breitem Winkel vorgelagert die drei Pässe über den Thüringer Wald; es sind schließlich die drei Tore im Westen, Nordwesten und vor allem im Nordosten (der wichtigste Teilraum), die zumal unser Augenmerk auf sich ziehen werden. Ja, man könnte sagen: während Erfurt mehr das Element der Statik darstellt — wer Erfurt besitzt, beherrscht auch ganz Thüringen — ist jene Nordostecke im weitesten Sinne von geschichtlicher Dynamik erfüllt. Hier fallen die Entscheidungen für das Schicksal Thüringens und oft darüber hinaus für das Schicksal Deutschlands.

Gleich bei den ältesten uns bekannten geschichtlichen Vorgängen im thüringischen Raume treten uns die oben umrissenen Erscheinungsformen entgegen. Wir nehmen

heute, wie überall in Europa, so auch in Thüringen sogenannte „ursprünglich waldfreie Gebiete“ an, die einer Besiedlung von jeher kein Hindernis boten. Während die Höhen und Gebirge dicht bewaldet und die Flußtäler fast alle versumpft waren, lagen jene Gebiete gewissermaßen auf halber Höhe in der Zwischenzone. Wir dürfen hierzu im großen und ganzen den fruchtbaren Keuperboden in der Mitte des Thüringer Beckens rechnen, etwa von der Goldenen Aue bis südlich von Erfurt, dazu jenseits des Waldes den gesamten Grabfeldgau. Etwa um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung — nehmen wir an — sind in dieses Gebiet germanische Stämme eingerückt, und zwar durch das West- und Nordwesttor, also südlich und nördlich des Eichsfeldes, aus der Wesergegend, dem heutigen Hessen und südlichen Niedersachsen kommend, die Cherusker; auf einem Weg von der Unterelbe, die Elbe und Saale aufwärts durch die breite Nordostöffnung die Angeln und Warnen. (Die Orte mit Endungen auf „-leben“ bezeichnen ihr Wohn- und Siedlungsgebiet, zugleich das des ursprünglich waldfreien Geländes.) Und sogleich wird die Situation noch typischer: Die Germanen treffen hier auf die große keltische Abwehrfront, die sich von den Karpathen und Sudeten über das Fichtelgebirge, den Thüringer Wald und die Rhön bis zum Taunus und zur Eifel hinzieht. Auf den ersten Blick wird klar, daß die entscheidende Nahtstelle dieser Front der Thüringer Wald ist; fällt dieses Bollwerk, so ist die Front endgültig zerbrochen und die Spaltung der Kelten in den Sudetenraum und das Süddeutsche Becken die notwendige Folge. Tatsächlich ist es so gekommen: Die keltische Stellung zum Schutze des Ilmenauer Passes, des damals einzigen Überganges über den Wald, der ja den Zentralpunkt des thüringischen Frontabschnitts darstellte, befindet sich zunächst, von Süden aus gesehen, vor dem Paß, und zwar etwa in der Gegend von Arnstadt, auf den Drei Gleichen. Sie erweist sich auf die Dauer nicht als haltbar, wird hinter den Paß zurückgenommen und auf die Gleichberge verlegt. Von diesem überrasgenden Punkt des Grabfeldgaues aus ist sowohl der Paß noch zu übersehen wie mit Hilfe des stark befestigten Berges Öchsen vor der Rhön die wichtige Salzquelle von Salzungen zu schützen wie schließlich auch noch die Verbindung zwischen Fichtelgebirge und Rhön zu halten. Erst als der Öchsen und die Gleichberge fallen, ist die Macht der Kelten im thüringischen Raume zugunsten der Germanen gebrochen. (Wie sehr gleicht diese Situation der von 1806 — nur mit umgekehrten Vorzeichen!) Auch bleibe in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt, daß es sich hier um dasselbe thüringische Randgebiet handelt, auf dem im Mittelalter die Grafschaft Henneberg entsteht, die den Grabfeldgau, das obere Werragebiet und den größten Teil der Rhön umfaßt, aber weit bis auf den Thüringer Wald einschließlich des Ilmenauer Passes hinaufreicht. Sie ist dann nach 1583 im Erbgang völlig zerstückelt und zerfasert worden.

Aus den Verschiebungen der Völkerwanderung bildet sich durch den Zusammenschluß mehrerer germanischer Stämme das Königreich Thüringen heraus, das zu-

nächst den von uns umrissenen thüringischen Raum innehat, allerdings an zwei wiederum sehr bezeichnenden Stellen darüber hinausragt: einmal nach Norden, wo es über die Nordostöffnung hinaus um den Harz herum in das Harzvorland hineingreift; ferner nach Süden, wo es über den Lauensteiner Paß und die obere Saale hinaus Teile von Oberfranken umfaßt (daß es bis zur Donau gereicht habe, ist heute in das Reich der Sage zu verweisen). Zu einer wirklichen Macht im thüringischen Raum gehören feste Flankenstellungen, gehört die Möglichkeit, sofort in das Maingebiet hinübergreifen zu können, vor allem aber gehört dazu eine feste Verankerung am Harz. Den Ausgangspunkt für eine so umfassende Machtposition werden wir in der Geschichte des thüringischen Raumes erst wieder nach 1100 Jahren, beim Eintritt Preußens, bemerken. Das Thüringer Reich grenzt im Norden an die Sachsen, im Süden an die Franken, und von diesen beiden Nachbarn ist es 531 in eine politisch-strategische Zange genommen worden, und zwar in genau der entgegengesetzten Richtung der über den eigentlichen thüringischen Raum hinausgehenden Machtausbreitung. Wie sehr diese Situation an die von 1806 erinnert, werden wir nachher erkennen. Die Sachsen von Norden, die Franken von Süden kommend, schlagen (schon damals nach dem Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereint schlagen“) die Thüringer vernichtend bei Burgscheidungen an der Unstrut, auf jener Schlachtenebene, die wir noch zu erwähnen haben werden, und teilen den thüringischen Raum unter sich in zwei Machtsphären auf. Hierin ahnen wir bereits die spätere unglückselige Teilung von 1485. Das Thüringer Reich wird in der Tat so kunstgerecht zerschlagen, daß hier aus dem Lande selbst heraus politische Gestaltungskraft seitdem nicht mehr erwachsen ist.

Eine eigentliche thüringische Geschichte hört mit diesem Jahre 531 auf. Der Raum wird seitdem — von einer kurzen Periode abgesehen — Objekt der benachbarten Mächte; trotzdem tritt seine Grundstruktur und die aus ihr entstehende Wirkung weiterhin in derselben Richtung hervor. Ist hier schon einst nach Osten hin durch das alte Thüringer Reich die Front gegen die Slawen auf der Saale-Linie gehalten worden, und zwar an zentraler und besonders gefährdeter Stelle zwischen Trave und Adria, so bildet nunmehr im Mittelalter die wieder stark befestigte Saale-Linie die Operationsbasis für die Eroberung und Besiedlung des Vogtlandes, der Mark Meißen und des Osterlandes. Mit einem dichten System von Befestigungen wird Staffel um Staffel des eingangs angedeuteten östlichen Raumes eingegliedert, in ältester (karolingischer) Zeit von Erfurt aus als Aktionspunkt, später von Naumburg und Merseburg aus, bis die Front nach Meißen vorverlegt werden kann und somit aus dem thüringischen Raum herausrückt. Mit der Stellung Naumburg-Merseburg aber sehen wir zugleich wieder den schwachen Punkt im System des Thüringer Beckens bezeichnet; und mit dieser Stellung im Zusammenhang steht die Abwehrschlacht bei Riade 933. In diesem bedeutsamsten nordöstlichen Teilraum liegen auch die frühen kaiserlichen Pfalzen: Tilleda, Wallhausen, Memleben, All-

stedt. Indessen ist es bezeichnend, daß beide Bistümer, Naumburg und Merseburg, bereits zu Magdeburg gehören, während sich Mainz schon im 9. Jahrhundert unter dunklen Umständen in den Besitz Erfurts und des Eichsfeldes gesetzt hat und hierdurch bis 1803 das politische und kulturelle Leben des thüringischen Raumes weitgehend beeinflußt.

Angesichts dieser Situation faßt sich das Land erst allmählich wieder unter den Landgrafen zusammen. Zu einer wirklich bedeutenden Machtbildung kommt es aber nicht mehr, eben weil die räumlichen Voraussetzungen, über die das alte Thüringer Reich noch hatte verfügen können, dem Mittelalter auch im günstigsten Falle nicht mehr zu Gebote stehen. Das ist der große Unterschied zwischen den beiden frühen Möglichkeiten einer Machtentfaltung im thüringischen Raum. Daß die beiden Flanken und der Mittelpunkt den Thüringern unwiederbringlich verloren sind, ist der Grund, daß hier aus dem Lande heraus nie wieder eine Zentralmacht entstehen kann. Erst Preußen gelingt es — freilich von außerhalb —, den thüringischen Raum wesentlich zu beherrschen. Die Landgrafen bringen — im Bereiche des Möglichen sehr geschickt — vom Eisenacher Paß aus in Verbindung mit ihren hessischen Besitzungen quer über das Land bis zur Nordostöffnung hin nach und nach ein ganzes System von Stützpunkten zusammen: die Wartburg, deren Bedeutung wir in dem dreifachen Schutz des Eisenacher Passes zu sehen haben, Gotha, Eckartsberga, Sangerhausen, Neuenburg, Freyburg, schließlich Goseck zwischen Naumburg und Weißenfels. Aber Mühlhausen, Nordhausen, die wesentlichsten Punkte des Thüringer Waldes und vor allem Erfurt bleiben ihnen vorenthalten. Zumal der Ilmenauer Paß ist in dieser und späterer Zeit wieder der allgemeine Zankapfel der einzelnen sich befehdenden Gewalten im thüringischen Raum: während sich die Grafen von Schwarzburg in Arnstadt und auf der Käfernburg festsetzten, wechseln sie im Besitz einer oder mehrerer der Drei Gleichen mit den Landgrafen und der Stadt Erfurt ab. Dieser wiederum gelingt es zeitweilig infolge ihrer überragenden räumlichen Stellung, sich praktisch von dem entfernten Mainz ganz zu lösen, und wenn sie auch staatsrechtlich die Stellung einer Reichsstadt nicht erlangt, so kann sie doch eine Macht entfalten, die sie den Kampf mit den Landgrafen erfolgreich aufnehmen läßt. Ohrdruf dagegen, in der Nähe des Ilmenauer Passes, gelangt schon früh als eine der ersten kirchlichen Gründungen in die Hand von Fulda und Hersfeld. Wie jedoch den Landgrafen als weiteres entscheidendes Ziel der Südharz und Erwerbungen im Nordosten mit dem Sturze Heinrichs des Löwen 1180 winken, da sterben sie bald danach aus — zur selben Zeit, als auch die Staufer aus der Geschichte verschwinden. Seitdem spielt Thüringen als solches keine Rolle mehr. Die Erbschaft treten die Wettiner an, und der thüringische Raum wird bis 1485 lediglich ein wenig beachtetes westliches Anhängsel Sachsens, während sein Gesicht zuvor nach Osten gesehen hatte. In diesem Jahre vollends wird durch eine der berühmtesten Erbteilungen der deutschen Geschichte der thüringische Raum durchaus sinnlos in

eine nördliche und südliche Hälfte unter die Brüder Ernst und Albrecht zerspalten. Im ganzen ist die thüringische Geschichte dann negativ verlaufen, nachdem die Tage jener frühen, fast im Reiche der Sage verschwundenen thüringischen Macht gezählt waren, und vollends seit der Teilung zwischen Ernestinern und Albertinern. Zumal die ersteren scheinen geradezu ein Ziel darin gesehen zu haben, fortan ohne jedes andere System als das des Privatrechts den ihnen gebliebenen Restteil des thüringischen Raumes immer weiter zu zerstückeln und zu zerfasern.

Wir haben der Schlachten von Burgscheidungen (531) und Riade (933) bereits Erwähnung getan. Seit der Reformationszeit und dem Dreißigjährigen Kriege wird die Nordostöffnung immer mehr zur Schlachtenebene; in engster, unmittelbarer Beziehung zu ihr stehen immer die drei Pässe auf dem Wald. Hier fällt ein guter Teil der Entscheidungen, die zwar nicht mehr der thüringischen, wohl aber der allgemeinen deutschen, ja der Weltgeschichte angehören. Man hat diesen eng begrenzten, strategisch so wichtigen Teilraum am Rande des Thüringer Beckens die thüringische, oder richtiger noch: die thüringisch-sächsische Schlachtenebene getauft. Hier spielt der letzte Akt einer innerdeutschen Tragödie, das Ende des Bauernkrieges bei Frankenhausen (1525); hier schlägt sich zweimal Gustav Adolf: bei Breitenfeld (1631) und bei Lützen (1632), diesmal mit seinem ebenbürtigen Gegner Wallenstein, deren beider Aufmarsch schon kombiniert war und damit die thüringische Situation wieder klar vor Augen führt: beide rücken einander parallel von Süd-deutschland (Nürnberg) nach Norden, Gustav Adolf über den Ilmenauer, Wallenstein über den Lauensteiner Paß. Und die strategisch riesengroß angelegte Aktion noch eines anderen Schwedenkönigs, Karls XII., kommt ebenfalls nicht zufällig in diesem Raume zum Stehen: in Altranstädt (1706) wird als Schluß des Feldzuges Sachsen in die Knie gezwungen. Fünfzig Jahre später, im Siebenjährigen Krieg, wird der durch das Südwesttor kommende Feind, werden die auf der Frankfurter Straße über Eisenach und Gotha vorgerückten Franzosen von Seydlitz hier aufgefangen und bei Roßbach (1757) vernichtend aufs Haupt geschlagen. Die Napoleonische Zeit und die Befreiungskriege vollends sehen hier ihre Höhepunkte und Entscheidungen erreicht: die Doppelschlacht von Jena (worauf wir noch zurückkommen) und Auerstädt (1806), die Schlacht von Großgörschen (1813) und schließlich die Völkerschlacht bei Leipzig selbst, die freilich nur durch das Zögern des rechten Flügels (Bernadotte) so weit nach Süden verlegt werden mußte. Die Schlacht von Langensalza (1866) — wir kommen auch darauf noch zurück — wird nur deshalb aus der Nordostecke herausgerückt und in die Mitte des Beckens verschoben, weil die Preußen schneller sein müssen als im Jahre 1757 und weil die Hannoveraner langsamer sind als damals die Franzosen. Der Roßbach so gleichen Situation nach gehört Langensalza mit zur Schlachtenebene. Und selbst die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (1547) könnte man noch in diesen Rahmen mit einbeziehen: Alba erreicht, von Süden kommend, die Elbe-Saale-Linie über den Lauensteiner Paß, den

die Protestanten — in sich uneins — vergessen, ihn rechtzeitig zu verlegen. Eine ähnliche Situation werden wir 1806 erkennen.

Vom Westfälischen Frieden an durch mehr als zwei Jahrhunderte ist die Geschichte des thüringischen Raumes im wesentlichen die des Vormarsches Brandenburg-Preußens im Thüringer Becken und der Teil der preußischen Geschichte — und es ist wahrlich nicht der unbedeutendste —, der sich in diesem Raume abspielt und ihn erfüllt. Der planmäßige Erwerb eines entscheidenden Punktes Thüringens nach dem anderen durch den sich langsam nach Mitteldeutschland vorschiebenden norddeutschen Staat, der Ausbau dieser, von Berlin aus gesehen, nach Süden vorgeschobenen Festung ist ein hervorragendes Beispiel jahrhundertlang folgerichtigen geopolitischen Denkens und Handelns. 1648, praktisch erst 1680, erwirbt Brandenburg mit Magdeburg auch den Saalkreis und Halle und hat seitdem den Gegenspieler gegen Leipzig an der großen Nordostöffnung, an der Peripherie Thüringens, in der Hand. Ebenfalls im Westfälischen Frieden ergreift man am Nordwestausgang durch den Erwerb der Grafschaft Hohnstein Besitz. Zum Schutze der Linie Halle—Berlin werden fast vor den Toren Halles in Roßbach, zwischen Weißenfels und Merseburg, auf dem Boden der erwähnten Schlachtenebene die Franzosen zwar zurückgeworfen, der Hubertusburger Friede (1763) aber bringt — am Status quo festhaltend — nicht die mögliche Ausdehnung auf Kosten Sachsens. Der preußische Besitzstand erweitert sich erst 1780 um die wichtige Grafschaft Mansfeld, die unmittelbar an den Saalkreis anschließt und den Nordostausgang weiter sperrt. 1791 wird mit der Markgrafschaft Bayreuth auch das uns schon bekannte Lauenstein erworben (das freilich 1806 endgültig verlorengeht), dazu Kaulsdorf, das wir noch erwähnen werden. Dann folgt 1803, eigentlich schon im Sommer 1802, der entscheidende Schlag: Im Reichsdeputationshauptschluß wird aus der Erbmasse des schon in seinen letzten Zügen liegenden tausendjährigen Reiches mit sicherem Blick die beherrschende, bisher kurmainzische Festung Erfurt, der unbestrittene geopolitische Mittelpunkt des Landes, herausgeschnitten. Zum Griff der Preußen nach Schlesien, später nach Hannover, Hessen und Nassau ist der nach Erfurt das bezeichnende Gegenstück. Dazu nimmt man sich, was man bekommen kann und was im thüringischen Raum gerade verfügbar ist: das ebenfalls bisher kurmainzische Eichsfeld und daran angelehnt und dadurch geschützt die Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen — Gebiete, die nunmehr zusammen mit der alten Grafschaft Hohnstein schon einen ansehnlichen Komplex darstellen und das Vorgelände für die Festung Erfurt und zugleich die Front gegen Hannover und Hessen bilden. Das war große Politik, von der die thüringischen Kleinfürsten nichts merkten oder gegen sie doch jedenfalls nicht ankonnnten.

Die Preußen haben 1806 einen taktischen Fehler gemacht, strategisch haben sie bei ihrem Aufmarsch die Bedingungen des thüringischen Raumes vollkommen richtig erkannt und auch danach gehandelt. Ende September 1806 stehen sich die

Preußen und Napoleon dergestalt gegenüber, daß die Franzosen das Hauptquartier ihrer Stellung in Würzburg haben, die Preußen in Erfurt. Napoleon marschirt zunächst auf der ganzen Breite des südlichen Vorgeländes des Thüringer Waldes auf, im Gebiet der alten Grafschaft Henneberg, des Grabfeldgaues, die Preußen auf dem entsprechenden Gelände nördlich des Waldes. Während aber nun plötzlich Napoleon seine für ihn ja so typische Taktik des Durchbrechens der feindlichen Front in einem Punkte vorbereitet und seine Truppen nach dem Osten des Waldes zusammenzieht, begehen die Preußen den Fehler, diesen Schachzug nicht zu beachten oder nicht zu begreifen, nehmen lediglich den Eisenacher Flügel zurück, behalten ihre Zentralstellung bei Erfurt bei und schicken ihre Avantgarde von hier aus dem Feind über den Ilmenauer Paß nach Süden in das Werratal entgegen — ein Schlag in die Luft. Denn inzwischen hat Napoleon sein Heer bereits in drei Säulen die Saale abwärts und über den Lauensteiner Paß nach Norden geführt. Entsprechend dieser Marschrichtung kommt es zu den Vorpostengefechten bei Saalfeld und Schleiz, wodurch die Preußen weiter nach Norden, in die Jenaer Stellung, abgedrängt werden. Während alledem operiert die Avantgarde im Süden im Leeren und erfährt die Katastrophe gerade noch rechtzeitig, um sich wieder rückwärts über Ilmenau und Erfurt, vom Hauptheere gänzlich getrennt und gar nicht ins Gefecht gekommen, unter westlicher Umgehung des Harzes in Richtung Braunschweig nach der Elbe zu retten, nach deren Überschreitung sie sich schließlich, völlig isoliert, unter Blücher in Lübeck doch noch ergeben muß.

Preußen hat aus diesen Erfahrungen von 1806 gelernt. Auf dem Wiener Kongreß wird 1814/15 die 1648 begonnene Linie folgerichtig fortgesetzt. Nicht nur, daß man die früher preußischen Gebiete innerhalb des thüringischen Raumes fast alle wieder unter Dach und Fach bringt, sondern jetzt nimmt man sich als Kriegsbeute neben anderen Teilen Sachsens auch dessen „Thüringischen Kreis“, der auf das wünschenswerteste nicht nur die beiden Öffnungen Thüringens im Nordosten und Nordwesten miteinander verbindet, sondern beide zugleich mit der Festung Erfurt, während bisher alle drei Gebiete voneinander getrennt lagen. Die natürliche Hauptstadt des Landes und ganz Nordthüringen, die südliche Umgehungslinie des Harzes, ist somit, von der bedeutungslosen schwarzburgischen Exklave abgesehen, in preußischer Hand vereinigt. Insofern aber hat Preußen ganz besonders aus den Erfahrungen von 1806 gelernt, als es sich über jene Gebiete hinaus noch dazu, was unter unserem Blickpunkt um so wesentlicher erscheint, gewissermaßen als Vorposten oder Außenforts für Erfurt im Bereich des Thüringer Waldes — die Festung Erfurt ist erst 1873 aufgelassen worden — ebenfalls als sächsische Kriegsbeute die Ämter Schleusingen (mit Suhl) und Ziegenrück (mit Ranis) nimmt. Diese heute anscheinend so sinnlosen Exklaven hatten damals und bis zur Reichsgründung einen sehr tiefen politischen und militärischen Sinn. Kein anderer als Gneisenau hat insbesondere auf der Erwerbung Schleusingens, das man zeitweise den Ernestinern überlas-

sen wollte, bestanden, nicht nur wegen der Gewehrfabriken in Suhl, sondern vor allem als Deckung und Vorland des Ilmenauer Passes und damit Erfurts. Dasselbe gilt auch für Ziegenrück bezüglich des Lauensteiner Passes und der Saale-Linie, die von hier aus beherrscht werden können, trotzdem dieser Vorposten, von Erfurt aus gesehen, diesseits des Waldes liegt.

Und tatsächlich erweist sich diese Rechnung für Preußen als richtig: Erfurt spielt 1866 seine militärische Rolle — allerdings zum letzten Male — erfolgreich (wir kommen darauf zurück), jene beiden Vorposten aber an den großen Handelsstraßen über den Wald sind bei der Vorbereitung des Deutschen Zollvereins, der nationalen und sozialen Großtat Preußens vor 100 Jahren, von ausschlaggebender Wichtigkeit. Zunächst gelingt es Preußen bereits 1819, Schwarzburg-Sondershausen, im nordthüringischen Raum gelegen und völlig von preußischem Gebiet umklammert, zum Einschluß in das preußische Zollsystem zu bewegen. Ist dies für Preußen trotz der Kleinheit des Fürstentums ein bedeutender politischer und moralischer Erfolg, so gebührt umgekehrt Sondershausen das Verdienst, den Bann der Abneigung gegen das preußische Zollsystem in Deutschland erstmalig gebrochen zu haben — freilich die einzige Tat von wirklich deutscher Bedeutung in der Geschichte des Duodezstaates. Indessen widersetzen sich die übrigen thüringischen Staaten mit Hartnäckigkeit jedweden Anschlußbestrebungen. Auf der anderen Seite aber müssen ihre eigenen Bemühungen zur Bildung eines Thüringischen Zollvereins eben deswegen scheitern, weil Preußen nicht nur den Mittelpunkt des ganzen Raumes, Erfurt, sondern auch zwei der wichtigsten Übergänge über den Wald fest in der Hand hält und hier die thüringischen Handelsstraßen entweder sperren oder doch mit hohen Einfuhr- und Durchgangszöllen belegen kann. Der Plan einer Umgehung Erfurts erweist sich als undurchführbar. Sowohl der Thüringische Zollverein von 1822 wie der Mitteldeutsche Handelsverein von 1828 gelangen infolge dieser raumpolitischen Konstellation niemals zur Auswirkung und bleiben auf dem Papier stehen. Da holt Preußen zum Gegenschlag gegen eben diesen Mitteldeutschen Handelsverein in demselben Jahre, 1828, aus und schlägt von seiner thüringischen Position aus eine Brücke über die sächsischen Kleinstaaten hinweg nach Bayern. Der Plan des Baues einer Straße von Franken über Schleusingen und westlich des Ilmenauer Passes (um weimarisches Gebiet zu vermeiden) muß jetzt so zukunftsfruchtig erscheinen, daß Meiningen und Gotha sich dem nicht versagen können und ihre Zustimmung erteilen. Wenige Jahre noch, und im Mai 1833 müssen sich die thüringischen Staaten vollends dem preußischen Zollsystem anschließen, aus dem kurz darauf der Deutsche Zollverein hervorstiegt.

Ein Menschenalter später bewährt sich dann diese, man muß schon sagen: raffinierte Stellung Preußens innerhalb des thüringischen Raumes zum letztenmal, wobei uns wiederum deutlich die geopolitische Grundstruktur des Beckens vor Augen tritt. Während 1866 die Bayern von Süden her gar nicht wagen, gegen die

preußische Position auf dem Wald vorzugehen, treten nun wieder, wie immer, wenn es sich um eindringende Heere handelt, die beiden Öffnungen des Raumes im Nordwesten und Nordosten in Aktion: Das preußische Armeekorps rückt auf der uralten Linie Halle—Erfurt bis Gotha vor, das hannöverische Heer auf der ebenso alten Linie Göttingen—Eichsfeld bis Mühlhausen. Die Hannoveraner versäumen es, sich rechtzeitig über den Thüringer Wald hinweg mit den Bayern zu vereinigen. Sie werden vorher von den Preußen aufgefangen, mitten im Thüringer Becken zwischen Gotha und Mühlhausen, in Langensalza, gestellt und zur Übergabe gezwungen. Die Preußen verlassen in Richtung Main-Linie durch den Eisenacher Paß das Thüringer Becken. Unmittelbar südlich des Passes, bei Dermbach und Roßdorf in der Rhön, kommt es zum ersten Kampfe mit den Bayern. Als einen Preis des siegreichen Krieges trägt Preußen 1866 eine dreifache, wiederum sehr bezeichnende Erweiterung seiner thüringischen Stellung davon: am Ilmenauer Paß die bisher kurhessische Herrschaft Schmalkalden, am Lauensteiner Paß Kaulsdorf, an der Zugangsstraße zum Eisenacher Paß Tann und Gersfeld in der Rhön, die letzteren drei bayerisch. Zugleich erwirbt Preußen die ganze bisher hessische Frankfurter Straße bis vor die Tore Eisenachs und das bisher hannöverische Vorland des Eichsfeldes mit den wesentlichsten Teilen des Harzes. Auf die Wiedererwerbung von Lauenstein selbst, das ja 1791—1806 preußisch gewesen war, verzichtet man damals.

Seitdem ist ein grundsätzlicher Wandel der thüringischen Situation nicht eingetreten. Wenn auch hier mit dem Jahre 1803, wie überall in Deutschland, eine über die Etappen von 1815 und 1866 immer weiterschreitende raumpolitische Neugestaltung begann und seitdem die Kurve territorialer Bereinigung der Landkarte wieder aufwärts ging, so dauern doch bis heute die tragischen Folgen jener Zerteilung von 1485 unvermindert fort. Selbst der vom Zusammenschluß der thüringischen Staaten im Jahre 1920 ausgehende Anstoß hat jene nunmehr 450 jährige Spaltung des in sich so einheitlichen Raumes nicht zu beseitigen vermocht. Noch verharret er bis auf diesen Tag in einem „unerlösten“ Zustand, wie man es einmal nicht ganz unzutreffend genannt hat. So weisen uns Geschichte und Gegenwart mitten in eine der vornehmsten Aufgaben unserer Zeit hinein. Auch und gerade für den thüringischen Raum gilt es, aus der Anschauung der Vergangenheit, heraus Gegenwart und Zukunft so zu gestalten, wie es das Wesen der deutschen Landschaft erfordert.



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 69

DER THÜRINGISCHE RAUM

Das Thüringer Becken, umrandet von Harz, Eichsfeld, Hessischem Bergland, Rhön, Thüringer Wald, Sächsischem Bergland. Erfüllt vom Flußgebiet der Unstrut. Mittelpunkt des Raumes: Erfurt. Die drei Pässe über den Wald, die drei Tore: im Westen, im Nordwesten und vor allem die breite Nordost-Öffnung



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE

2. GERMANEN UND KELTEN IM THÜRINGISCHEN RAUM

Die „ursprünglich waldfreien Gebiete“: Goldene Aue bis zu den Drei Gleichen und Grabfeldga
 Vorrücken der Germanen von Weser und Elbe her. Die keltische Abwehrfront: Fichtelgebirg
 Thüringer Wald, Rhön. Zentralpunkt: Ilmenauer Paß. Seine Beziehung zu den Drei Gleiche
 und den Gleichbergen wie zum Öchsen



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 71

DAS THÜRINGER REICH

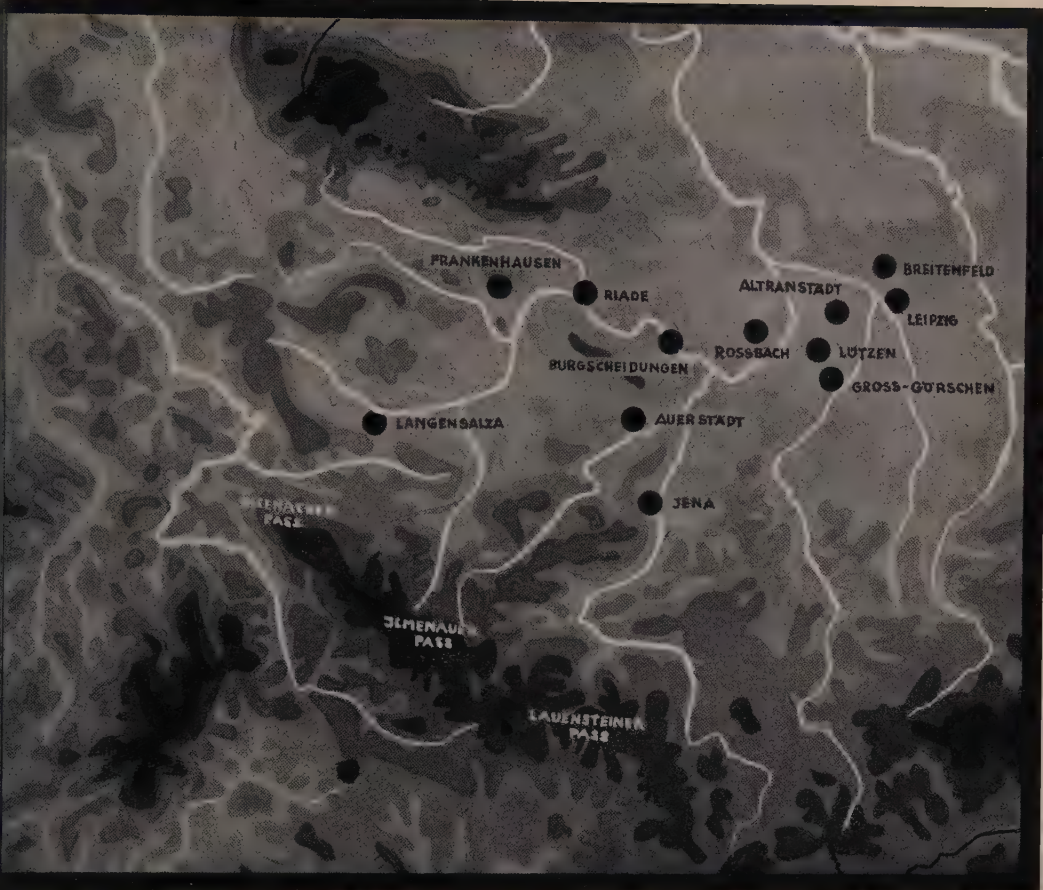
Im wesentlichen der thüringische Raum, jedoch um den Harz herumgreifend und in das Mainbecken vorstoßend. Aus beiden Richtungen der Gegenschlag: im Jahre 531 Zerstörung des Königreichs durch die vereinten Sachsen und Franken



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE

4. OSTSIDLUNG UND LANDGRAFSCHAFT THÜRINGEN

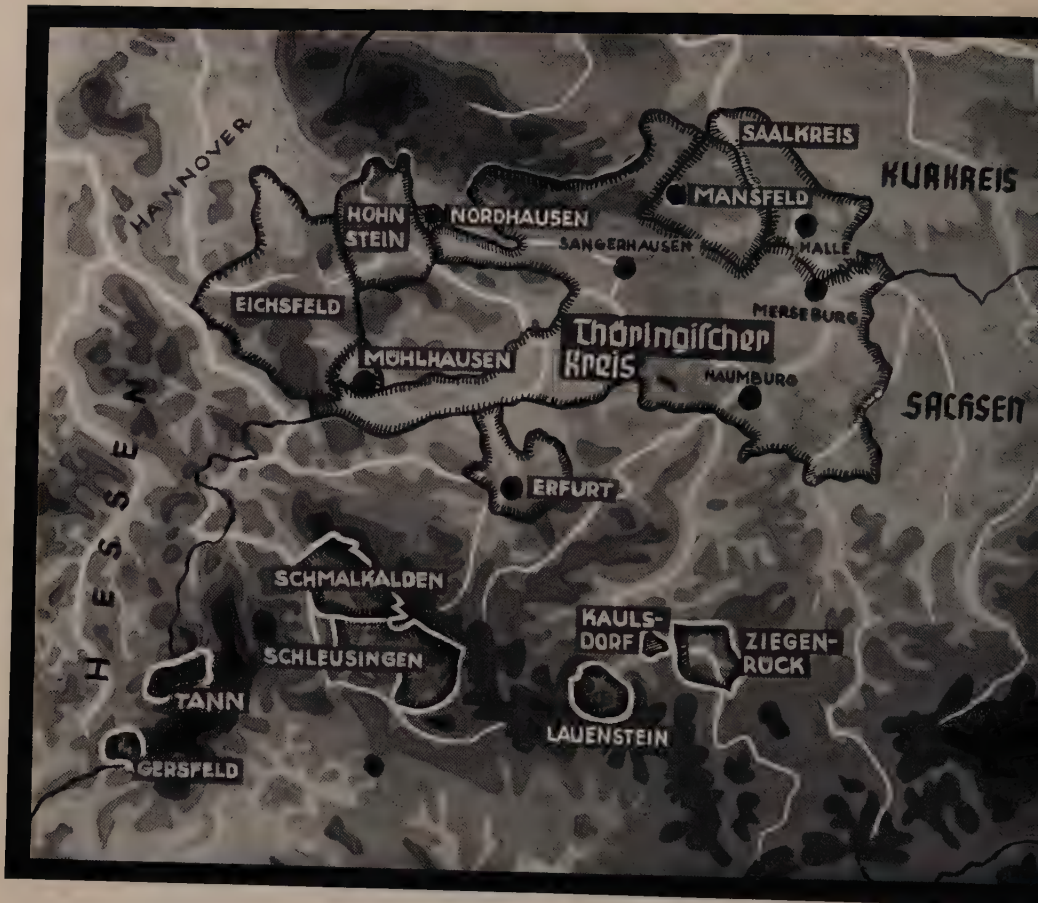
Von der Saale-Linie aus Eindeutschung des Vogtlandes, der Mark Meißen und des Osterlandes. Beginn der territorialen Zersplitterung: kaiserliche Pfalzen, Reichsstädte, Bistümer, selbständige Grafschaften. Nur unvollkommene Zusammenfassung des Raumes in Gestalt der Landgrafschaften.



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 73

DIE THÜRINGISCHE SCHLACHTENEbene

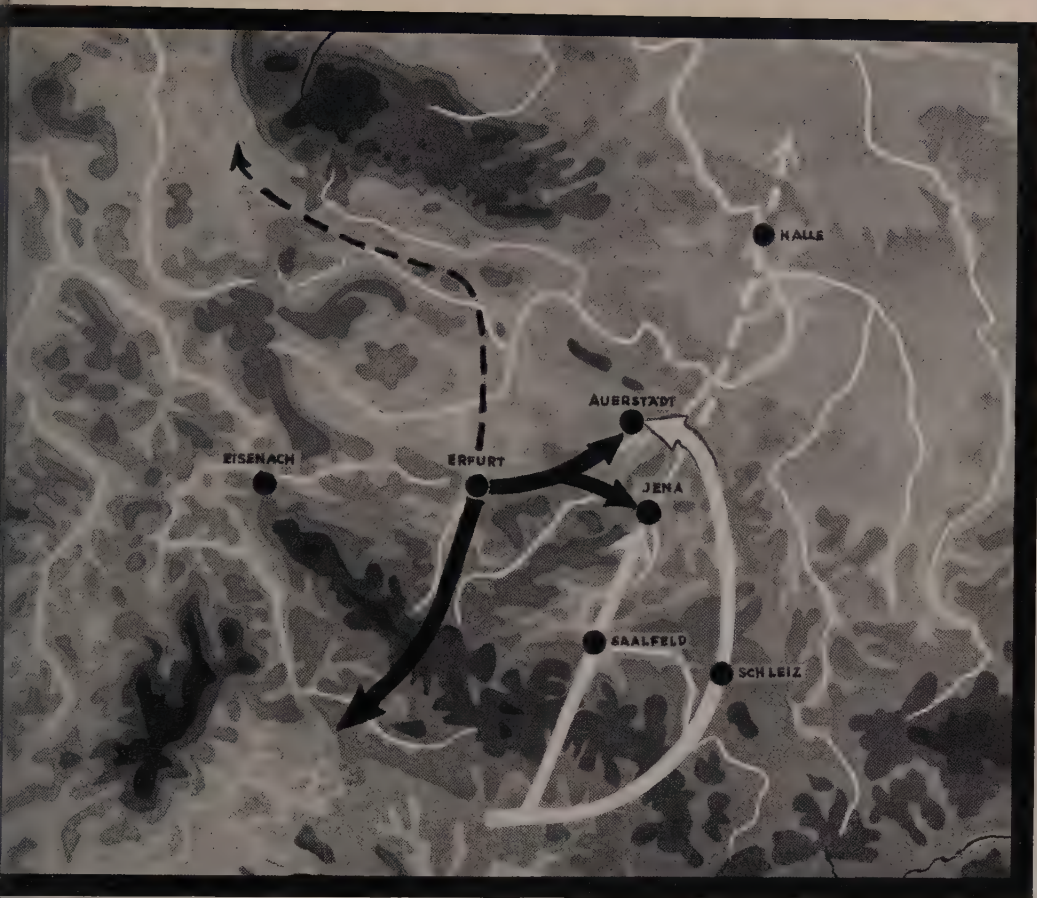
Ein volles Dutzend bedeutendster kriegerischer Ereignisse der deutschen Geschichte von 531 bis 1866 fällt in den Rahmen der Nordost-Öffnung des thüringischen Raumes. In engster Beziehung dazu immer die beiden anderen Öffnungen und die drei Pässe über den Wald



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE

6. DER VORMARSCH PREUSSENS IM THÜRINGISCHEN RAUM

Vom Westfälischen Frieden bis zum deutschen Bruderkrieg (1648—1866) der folgerichtig durchgeführte Erwerb eines bedeutenden Punktes im thüringischen Raum nach dem anderen durch Brandenburg-Preußen, im ganzen schließlich vierzehn Territorien



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE 75



Preußen



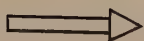
Franzosen

JENA UND AUERSTÄDT

Schlagartig erhellt die Situation von 1806 die Bedingungen und Möglichkeiten des thüringischen Raumes. Während die Preußen sie strategisch richtig erkennen, versagen sie taktisch. An Entschlußkraft und Schlagfertigkeit ist Napoleon überlegen



GEOPOLITISCHE RELIEFKARTE



Preußen



Hannoveraner und Bayern

8. LANGENSALZA

Die preußische Stellung im thüringischen Raum bewährt sich entscheidend 1866: die Bayern vermögen nicht über den Wald vorzurücken, unterdessen werden die Hannoveraner, getrennt von ihnen, mitten im thüringischen Becken aufgefangen

ALBRECHT HAUSHOFER:**Berichterstattung aus der atlantischen Welt**

Ein Monat, der im Zeichen und unter dem Rampenlicht einer besonders wirkungsvoll inszenierten Genfer Handlung steht, verlockt dazu, einmal den Schauplatz näher zu betrachten, auf dem das Parkett von Genf gebaut ist. Wir meinen damit nicht so sehr die Stadt Genf — so reizvoll auch ihre Geschichte sein mag: von den ersten Kämpfen um die Unabhängigkeit gegen das Haus Savoyen über die Wirren der Calvin-Zeit, über das seltsame Widerspiel Voltaire-Rousseau bis zur Helvetik und weiter bis zu ihrem heutigen linksradikalen Regierungshaupt Nicole, dem die benachbarten katholisch-konservativen Gaue nicht ganz ohne Grund die Einreise sperren. Wir wollen uns auch nicht länger als nötig aufhalten mit den letzten Nachwehen einer sehr ernsten, im Haag nun erledigten Frage: den Genfer Freizonen, die eigenmächtig von Frankreich abgeschafft worden waren und nun nach freiwilligem Übereinkommen und einem Spruch des Haager Gerichts wieder eingerichtet sind: sie geben der Stadt Genf mit ihrem seltsamen Grenzzug ein weiteres Hinterland und bewirken damit natürlich, daß den Stadt-Genfer Gärtnereibetrieben aus den Gärtnereien des benachbarten Savoyer Bereichs eine unliebsame, durch den französischen Gewaltakt fast ein Jahrzehnt entfernte Konkurrenz entsteht. Darüber ärgern sich die Gärtner Genfs und protestieren. Wir werden auch Herrn Nicoles nur in dem, allerdings wichtigen, Zusammenhang gedenken, daß sein Dasein in Genf wohl einiges dazu getan hat, um den Schweizer Bundesrat Motta eine Anti-Litwinow-Rede halten zu lassen, die wohl wenige von ihm erwartet haben mögen. Die Aussicht, gerade in Genf eine ständige russische Delegation zu wissen, mag für schweizerische Ordnungsbehörden nicht eben reizvoll sein. Vielleicht auch hat sich Herr Motta — in der Geschichte seines Landes und in der seines Heimatkantons Tessin erfahren — zu gelegener Stunde daran erinnert, daß es schon einmal eine Zeit gab, wo freundliche russische Garantiewünsche die Schweiz umflatterten: das war damals, als ein russisches Heer den Gotthard überschritt. Noch heute erinnert ein Denkmal an den Alpenübergang des Feldmarschalls Suworow... Gewiß — damals war ein anderes Rußland maßgebend beteiligt an den Entscheidungen über Landraub und Landbesitz in Westeuropa; dennoch mag es gut sein, sich daran zu erinnern, daß russische Heere schon weit im Westen gewesen sind — in einem Augenblick, wo Barthous Garantiepläne zu ähnlichen Möglichkeiten für die Zukunft weisen. Damals freilich war die Revolution im Westen. Hundertundvierzig Jahre sind seitdem vergangen — eine kurze Zeit, gemessen an den zwei Jahrtausenden politischer Geschichte des Alpenraums.

Stellen wir uns einmal auf einen jener schönen Gipfel, die im Walliser Grenzkamm zwischen Montblanc und Monte Rosa stehen, und betrachten wir einmal nicht

nur die herrlichen Formen eisbedeckter Dome und spitziger Nadeln, die reizvollen Probleme tertiärer und quartärer Geologie und Morphologie von solcher Warte: Lassen wir nur die geopolitisch reizvollsten Vorgänge aus der Geschichte dieser Landschaft an uns vorbeiziehen!

Da steigt aus dem breiten Talboden im Norden eine gewundene Straße zu beträchtlicher Höhe, um nach Süden wieder steil hinabzuführen: die Straße des Großen St. Bernhard. Auf der Höhe ein Hospiz, Herberge von fast tausendjähriger Geschichte. Aber wie jung sind diese Jahrhunderte seit den Lombarden und Karolingern, gemessen an der bekannten Geschichte dieser Höhe: Hier steigt jener gallische Heerhaufen über die Alpen, der ganz Oberitalien erfüllte und unter Brennus das junge Rom zerstörte. 390 vor Christus, wenn die Zeitrechnung der römischen Annalen stimmt . . . Das liegt noch im Dunkel der Frühgeschichte; und doch schon am Ende einer Zeit intensiver Besiedlung der inneralpinen Längstäler — einer Besiedlung, deren Völker versunken, deren Sprachen verklungen sind. Kelten, Römer, Germanen sind darüber hinweggegangen, und nicht sie allein. Nach Süden fällt unser Blick auf das Tal von Aosta, dessen Hauptort eine Kolonie des Augustus ist, dessen Name hier weiterlebt wie anderwärts in Augst bei Basel, in Augsburg, in Saragossa. Aber zwei Jahrhunderte vor Augustus ist ein anderer Herr der Völker durch dieses Tal gezogen — kaum über den Großen St. Bernhard, wahrscheinlich über den Kleinen: mit einem Heer von Afrikanern und spanischen Iberern, mit den kostbaren punischen Kriegselefanten zog Hannibal an den Gletschern des Montblanc vorbei. Und am Ende des ersten Jahrtausends ihrer bekannten Geschichte stehen wieder Eindringlinge aus afrikanischem Süden: versprengte Vortrupps der arabischen Reiterwelle verirren sich bis in die Täler der Westalpen. Dazwischen aber liegt die erste und bisher einzige große Beherrschung der Alpen von Süden her, deren Denkmal die römische Städtegründung ist: Aosta hier wie Augsburg dort neben vielen anderen als Zeugen der weit ausgreifenden Sicherungspolitik des Augustus und seiner Stiefsöhne. Die wissenden unter den römischen Staatsmännern hatten nicht vergessen, daß ein erster Stoß wandernder Germanen bei Noreja in Kärnten, ein zweiter bei Arausio (Orange) in der heutigen Provence getroffen hatte. So strebten sie nach der Grenze an Donau und Rhein, zeitweilig sogar nach der Elbe. Aber die ausgreifende Kraft des Reiches war erloschen: die Elbe wie der Euphrat im Osten wiesen hinaus in freie Räume, zu deren Bewältigung die römische Macht nicht mehr ausreichte. So bereitet sich hier wie dort der Gegenstoß. Rom verliert die nördlichen Vorlandschaften der Alpen, die Legionen ziehen wieder zurück über die Pässe, die wir von unserem Gipfel aus überschauen, ihnen folgt in das bauernarm gewordene Italien ein Teil der romanisierten Bevölkerungen, und von Norden her rücken die germanischen Stämme ein: die Langobarden, die Burgunder, die Alemannen, die Bajuwaren: auch sie schon die zweite Welle, die seßhafteren unter den Wandergermanen: eintretend in jenen

Raum hinter den östlichen und westlichen Goten, hinter den durchziehenden Vandalen und Sueven. Sie gewinnen sich Raum und erliegen im Süden der alten römischen Provinzialkultur: Aus den Langobarden werden langsam Lombarden, die Burgunder gehen auf in der relativ dichten Altbevölkerung der Rhonewanderstraße. Darüber wölbt sich von Norden die zusammenfassende und zusammenzwingende Herrschaft des Frankenreichs, von Süden die Kirche. Der Paß des St. Bernhard sieht Heerhaufen über Heerhaufen nach Süden ziehen, Kaiser, die versuchen, die weltliche Macht über die Kirche zu festigen, und die Gegenzüge von Süden nach Norden: päpstliche Legaten, die sich auf deutschen Reichstagen mit den Teilgewalten verbünden, um den Kaiser zu hemmen. Hier wandert Hildebrand nach Süden, um Gregor VII. zu werden, hier zieht Heinrich IV. seinen Canossaweg. Neben und unter der großen Geschichte aber leben die Landschaften ihre eigene: hier bildet sich die Grenze dreier Sprachen am Südfuß des Monte Rosa, hier kämpft das Bistum Sitten um seine Unabhängigkeit von Savoyen und von dem Erzbischof der Tarantaise. Hier wird im Laufe einer langen Geschichte, erfolgreich durch dauernde Niederlagen, aus Savoyen: Savoyen-Piemont, aus Savoyen-Piemont das neue Italien. Hier bildet sich einmal, in entscheidungsreichen Zeiten der deutschen Geschichte, ein letzter Hort des Reiches im Südwesten in Gestalt des Kardinals von Sitten, Matthias Schinner, der im Kampf mit den Franzosen sein Land verliert, verraten von den mit französischem Geld gekauften Zürichern. Zwischenstellung zwischen Mailand und Burgund läßt die politischen Gefahren der Glaubensspaltung zur rechten Zeit erkennen: Der Sieg des Protestantismus ist im 16. und 17. Jahrhundert auf weiten Strecken der deutschen Westgrenze zugleich der Sieg des zusammengefaßten französischen Machtstaates — nicht durch Zufall!

Wir steigen von unserem Gipfel herab und wandern auf der St.-Bernhard-Straße: Oben auf dem Hospiz sitzen noch immer die Mönche, die den Sturm vieler Jahrhunderte überdauert haben, und in ihrer Hut schläft General Desaix den letzten Schlaf, der wirkliche Sieger von Marengo, der im Angesicht des Sieges fiel und damit dem General Bonaparte den Weg zur Krone bahnte. Und wir frühstücken vielleicht weiter unten im Tal in jenem bescheidenen Berggasthaus, in dem Napoleon gefrühstückt hat, als er auf dem Weg nach Marengo mit Mannschaft und Artillerie den St. Bernhard überschritt. „Zum Frühstück Napoleons“ ist noch heute der Name der kleinen Gaststätte. Hier haftet das letzte geschichtliche Ereignis von Rang in der Tradition des Tales... Ein Jahrhundert und ein Drittel des zweiten sind seitdem vergangen — was bleibt noch von dem Werk jener Revolutionsarmeen, die geglaubt hatten, das alte Europa zu überwinden, so gewiß der Tatsache, daß ihr Schritt ein neues Zeitalter einmarschiere, daß sie sich neuer Zeitrechnung bedienten?

Ein langer Friede trennt das Heute des Wallis von Bonaparte und Desaix; aber die Täler im Süden des Kammes — deutsch und französisch, nicht italienisch nach

Sprache und Abstammung! — sind voll von Straßenbauten, deren rein wirtschaftliche Sinngebung nicht ohne weiteres einleuchtet; und wer weiter im Osten des Wallis von einem Gipfel der Grenzkette hinabschaut in das durch eidgenössisches Ungeschick einstmals verlorene Eschental, der wird auch dort Straßen finden, die plötzliches Ende haben, und seltsame Bauten in der Stille der Berge. Wir begreifen die Sorge des Herrn Motta um die Neutralität der Schweiz...

Aber vielleicht wird mancher unserer Leser nicht wissen, was das Eschental ist. Er findet ja den Namen auf keiner deutschen Karte und lernt das Eschental als Tocetal kennen. Daß auch Domodossola einen guten deutschen Namen hatte, wissen wohl die wenigsten. Es hieß einmal Thum. Es wäre wohl eine vergebliche Anwaltschaft, wenn wir die alten deutschen Namen für Lausanne und Vevey, für Locarno und Lugano ausgraben wollten; auch Cläven (für Chiavenna) ist schon fast abgestorben. Aber Bellenz (für Bellinzona) ist im Schweizer Brauch noch lebendig, so wie im Wallis noch Martinach (für Martigny) und Sitten (für Sion) lebendig sind, ganz abgesehen davon, daß der schöne Bergstrom, der an der Furka entspringt, noch einen guten eingedeutschten Namen trägt, den von den vielen deutschen Ferienreisenden, die das Wallis durchwandern, kaum einer kennt. Im oberen Wallis spricht man vom Rottental, wenn man die Furche meint, die der Reichsdeutsche als Rhonetal zu bezeichnen pflegt. Freilich sind Rhone wie Rotten umgewandelte Formen des Wortstammes, der auf Rhodanus latinisiert war — keltischen, vielleicht älteren Ursprungs, gleichen Stammes wie Rhein, gleichen Alters mit Isar und Isere...

Doch genug des Hinabtauchens in alte historisch-geopolitische Zusammenhänge, zu denen uns der Blick vom Pic de Drone verlockt — und zugleich der Verwundung, die der Tageslärm hervorruft, wenn man ihn aus genügender Entfernung hört. Es kann ein sehr weiter Weg sein vom Großen St. Bernhard nach Genf, auch wenn ihn die Autobuskarawane in wenigen Stunden fährt!

Doch wir sind unseren Lesern zur Tageschronik, nicht zur Flucht in ferne, freilich manchmal wegweisende Vergangenheit verpflichtet, und melden mit gebührender Ehrfurcht vor der Weisheit des französischen Außenministers, daß sich der Eintritt der Sowjetunion in den rechtsbewahrenden Völkerbund in erwarteter Form vollzogen hat. Drei Staaten haben den Mut gehabt, gegen die Besiegelung der neuen Koalition zu stimmen: die Schweiz mit einer schon vermeldeten bemerkenswerten Rede ihres Außenministers Motta, die Niederlande mit einer ebenso lakonischen Erklärung ihrer Übereinstimmung mit der Schweiz (auch die Unruhen in Amsterdam haben ihre Spuren hinterlassen!), und schließlich Portugal, dessen energische und zielbewußte autoritäre Regierung sich vorteilhaft abzuheben beginnt von der Wirrung, mit der sich Spanien immer mehr erfüllt.

Die „Überraschung“ von Genf war der Vorstoß Polens, der ebenso schnell wieder abbrach, wie er gekommen war. Ein Signal dafür, daß Oberst Beck sich zutraut, eine unabhängige Politik zwischen den Großmächten zu führen — ganz im

Gegensatz zu den regionalen Bündnen, dem Balkanblock, der Kleinen Entente und dem Baltischen Block, die als getreue Folger der französisch-italienischen Politik ihre erste Feuerprobe der Rede bestanden haben. Wieweit aus diesen regionalen Zusammenschlüssen einmal geschlossenere und dauerhafte Gebilde werden — das zu prophezeien, wäre Kühnheit. Es wäre kaum etwas anderes, als wenn man in der Zeit zwischen Flamininus und Sulla versucht hätte, die Lebensdauer des Achäischen oder Ätolischen Bundes abzuschätzen. Der Widerstand der Schweiz, Hollands und Portugals gegen den Bund der westlichen Großmächte mit der Sowjetunion ist dabei von ähnlicher Tapferkeit und Wirkungslosigkeit, wie etwa ein Protest von Arkadien, Rhodos und Korkyra gegen einen Vertragsabschluß Roms mit dem Partherreich gewesen wäre. Die Raumkleinheit Europas kommt dabei ebenso zur Geltung wie seinerzeit die Raumkleinheit Griechenlands. Aber der Polishader von damals hat auch heute sein Gegenstück. Und klein im Raum ist auch — gemessen an dem großen Vorbild von vor zweitausend Jahren — die Außenpolitik des neuen Rom, die kleinen, freilich für den Frieden Europas höchst gefährlichen Teilerfolgen im Donaauraum nachstrebt und plötzlich mit gekränkter Stimme Laut gibt, wenn sie auf beiden Seiten des Roten Meeres, in Abessinien wie in Yemen, auf die Spuren ozeanübergreifender Gegenspieler stößt. Wir haben schon mehr als einmal darauf hingewiesen, daß das Einschwenken der italienischen Politik auf die englisch-französische, das heißt in Fragen des europäischen Kontinents auf die französische Linie, nur eine Frage des Kaufpreises ist, den man in Frankreich zu zahlen bereit ist, wobei freilich der Weisheit des Quai d'Orsay kaum verborgen ist, daß die Größe des neueren Italien darauf beruht, daß es ein Jahrhundert lang auch als Staat jene Kunst verstanden hat, die seine lebenswürdigen Bettler auszeichnet: auf kurze Zeit sich mit Kleinem zu begnügen und durch Dauerhaftigkeit des Forderns zu ermüden. Man wird sich also am Quai d'Orsay auf Zahlung in Raten einrichten müssen, und es könnte schließlich sein, daß die letzten Kolonialraten ein wenig hoch sind: ist man doch entschlossen, keine der wirklich lebenswichtigen Verkehrslinien des afrikanischen Imperiums preiszugeben. Jedenfalls verdient der Stand der italienisch-französischen Kolonialfrage mit Sorgfalt verfolgt zu werden.

Außerhalb Europas verzeichnen wir einen verhältnismäßig stillen Monat. Ein Ereignis von Bedeutung ist innerhalb des britischen Imperiums die australische Wahl, die schon wegen der seinerzeitigen Parallelvorgänge mit England auch dort mit einiger Spannung verfolgt wurde. Sie hat durch Bestätigung der Regierung Lyons bewiesen, daß man selbst in dem verstädterten Australien noch mit gesunder Finanzpolitik und wenig Versprechungen eine Mehrheit erhalten kann — insofern ein Zeichen der Gesundheit an sich recht bedenklicher Verhältnisse. Aber die Basis der Mehrheit hat sich verschoben. Die „Landpartei“, die das Interesse der exportbedürftigen Farmer vertritt und demzufolge den allzu hohen Ausbau der australischen Zölle ablehnt (dort ist man sich des notwendigen Zusammenhangs zwischen

Export- und Importhöhe noch bewußt), hat verstärkten Einfluß gewonnen. Vergewärtigt man sich zugleich, daß in Kanada die Tage der konservativen Regierung Bennett gezählt sind — gleichfalls eine Vertreterin des Hochschutzzolls —, so läßt sich eine Periode weniger gespannter Handelsbeziehungen zwischen England und seinen größten Dominions voraussehen, damit aber auch eine Zeit gesteigerter Schwierigkeit für die Bestrebungen des energischen englischen Ackerbauministers Eliot auf der einen, eine Periode handelspolitischer Extratouren in fremde Bereiche von Ottawa und Canberra aus auf der anderen Seite. Die Vereinigten Staaten freilich sind so sehr mit sich selbst und mit pazifischen Fragen beschäftigt, daß ihre außenpolitische Aktivität im atlantischen Bereich gering bleiben muß. Die große Streikbewegung ist zwar abgeflaut, hat aber doch gefährliche Stellen im inneren Gefüge aufgezeigt. Es ist kein gutes Zeichen, daß im gleichen Augenblick eine Reihe der wichtigsten Mitarbeiter Roosevelts die Kommandobrücke verlassen. Isolierung ist auf die Dauer auch für die Vereinigten Staaten nur mit schweren Einbußen möglich — und die See der Weltpolitik wird um so stürmischer, je näher man den Riffen der Flottenkonferenz 1935 entgegensteuert.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Es gehört zu den großen, seltenen Freuden eines geopolitischen Forschers über den indopazifischen Raum, bei einer Tagung, wie der des Deutschen Auslandsinstituts, im glänzenden Schlußvortrag eines hellseherischen und tatfrohen Leiters des Norddeutschen Lloyd über seine jüngsten Erfahrungen in Ostasien die eigene Linie des Schauens vollkommen bestätigt zu hören. Die Leser finden ihn an anderer hervorragender Stelle.

In der ganzen, gehaltreichen Tagung klang ein starker geopolitischer Ton; es war schwer, sich vorzustellen, daß Leistungen, wie die Metaphysik, die Philosophie des Auslandsdeutschtums nach der Volkserneuerung eines baltischen Gelehrten, die klaren Gedankengänge Rüdigers über die Ziele des DAJ., die in einer knappen halben Stunde zusammengeraffte Geopolitik Südafrikas mit ihren volkspolitischen Möglichkeiten für Deutsche unseres Freundes E. Obst noch einer Steigerung fähig wären. Für die indopazifische Geopolitik hat sie Dr. Firlé gebracht.

Seine fesselnden Schlußfolgerungen finden eine merkwürdige Ergänzung in der Begleitmusik der britischen und japanischen Presse zur Reise der Studienkommission des großen Spitzenverbands der englischen Wirtschaft, der „Federation of British Industries“, nach Mandschukuo mit japanischem Segen (Mittlg. Nr. 410, Berlin, 22. 8. 34, d. Japan. Vereins in Deutschland, Wilmersdorf, Kaiser-Allee 200) und der Auseinandersetzung zwischen den US-amerikanischen Admiralen

Pratt und Yates Stirling und dem Japaner Setsuo Uenoda („Transpacific“, Tokio, 9. 8. 34, S. 9).

Beide Durchblicke: der britisch-japanische und der US-amerikanisch-japanische, bestätigen die Richtigkeit der Grundanschauung des Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, wie wichtig es ist, gerade im Bildungsprozeß großer einheitlicher Wirtschaftsräume die Zusammenarbeit mit dem ostasiatischen zu pflegen und zu steigern. Begreiflicherweise sind die Erläuterungen zur britischen Studienfahrt mehr auf die Förderung der positiven, friedlichen Zusammenarbeit gestimmt, die transpazifischen mehr auf Vermeidung des negativen, des kriegerischen Zusammenstoßes. Aber es ist bezeichnend, daß sich in den Staaten viele Universitätsradikale, natürlich auch Salonkommunisten finden, die Kriegstrommeln gegen den Fernen Osten schlagen, während die Admirale Schalmeien blasen — wie Setsuo Uenoda nüchtern schreibt, gewiß nicht aus Sentimentalität, sondern aus der grimmigen Wirklichkeit geopolitischer und wirtschaftlicher Gesetze.

Es ist selten — gerade auch in Amerika —, daß Admirale so deutlich die wirklichen Hintergründe wehrpolitischen Handelns und Unterlassens aus geopolitischen Zwangsläufigkeiten heraus beleuchten, wie Stirling in der Mainnummer der „United States Naval Institute Proceedings“; noch seltener ist es, daß aus dem Lager des Gegenspielers eine so unbefangene Würdigung widerhällt, wie von Setsuo Uenoda. Jedenfalls ist diese Auseinandersetzung, zusammen mit dem Vorspiel des Admirals Pratt, zugunsten einer friedlichen und freundlichen Stimmung für die Flotten-tagung von 1935 namentlich für die Friedens- und Kriegsmarine reizvoll.

Sie stimmt auch trefflich zu der Mahnung des Bremer Reedereiführers — „to face facts“ —, auch für die Zurückstellung unnötiger rassenpolitischer Reibungen. Denn die verträgt man schon in China, Indien und Malaya nicht, viel weniger gar in Japan. Welche ganz andern Melodien man in dem doch gewiß bei sich zu Hause rassenempfindlichen Nordamerika über den Pazifik hinweg anschlägt, davon liefern Proben etwa Dr. Cressey („Geography as a human problem“; „North China Herald“, 1934, S. 152), wo China „the most human country in the whole world“ genannt wird, oder Edward Price Bell vom „Literary Digest“ („Transpacific“, 5. 7. 34, S. 13) mit seiner Lobpreisung des japanischen Vorgehens in Mandschukuo als einzige vernünftige Lösung des Volksdrucksproblems, übrigens auch einer glänzenden Anerkennung des deutschen Führers als „Sinnbild der Stellung des Deutschen Volks zu Versailles“.

Dort kann mancher lernen, wie man Völkern nach dem Schnabel redet, deren Seelenstimmung man wiedergewinnen will, namentlich wenn man fürchtet, daß sie sonst Stellung auf der farbigen Gegenseite nehmen, wie es Takanobu Murobuse im „Chuo Koron“ als Fortsetzung heroischer Schritte in Abkehr von USA. und Rußland und Hinwendung zu Asien der japanischen Politik anrät.

Genau, wie es auch der Generaldirektor der großen deutschen Schiffahrts-

gesellschaft aussprach, so sehen die Größe des Wagnisses eines transpazifischen Krieges im Verhältnis zur zweifelhaften Gewinnaussicht auch die US-amerikanischen Admirale. Es sind rein geopolitische Erwägungen, aus denen sie ihre Vorsicht begründen, der Japaner sie würdigt.

Beide gehen von der Tatsache aus, daß die Bühne des internationalen Wirtschaftskampfes nach dem Fernen Osten gleitet, und daß die Wirtschaftspolitik eines jeden Volkes bei jeder neuen Wendung durch Stärke gewährleistet sein muß, wenn sie in diesem Kampfe bestehen soll. Stirling glaubt und spricht aus, „daß Krieg nur der Handelswettbewerb zu seiner äußersten logischen Form getrieben“ ist, und daß „die Völker nach wie vor Krieg als endgültigen Schiedsrichter über ihre Geschicke betrachten“. So denken die USA. wirklich; und alles andere ist „cant“! Und ebenso redet man in Rom, denkt man in Paris, denken Litwinow, Stalin — von Woroschilow, Blücher usw. gar nicht zu reden.

Die Augen der Welt seien nun einmal nach dem Fernen Osten gerichtet, wo sie ein Heilmittel gegen die finanzielle und wirtschaftliche Erschöpfung des Weltkriegs zu finden glauben, in „den Möglichkeiten der ostasiatischen und indischen Welt mit reichen Öl- und Kohlenfeldern, Eisen, Baumwolle, Wolle usw.“ So der amerikanische Admiral: „Ein Preis, wert des ernstesten Wettbewerbs, um unsagbare Werte zu gewinnen.“

Dennoch redet er einer reinlichen Scheidung zwischen Japan und USA. das Wort, für die sich die USAmerikaner auf die Linie Aljaska—Hawaii—Samoa unter Preisgabe der Philippinen [„allezeit einer Quelle strategischer Schwäche!“] zurückziehen müssen. „Unsere Politik im Orient muß eine Politik der Duldung und Verständigung sein.“ Die Voraussetzung sei eine Teilung des Pazifik in eine westliche, japanische und eine östliche, amerikanische Interessensphäre.

Trotz dem Paradestück der kurzfristigen Durchschleusung der Pazifikflotte durch den Panamakanal steht Stirling der seestrategischen Leistung dieses „Genicks“ mit tiefem Mißtrauen gegenüber, betont, daß die USA. durch ihre atlantische Frontstellung im Weltkrieg viel zu sehr ihre Stützpunkte an der Ostküste ausgebaut hätten und an ihrer Westfront nun den Japanern darin weit unterlegen seien.

So sieht Stirling nur zwei Möglichkeiten: die Philippinen halten, dann aber auch eine vollwertige Basis in Manila ausbauen, wozu der Kongreß in seiner schwankenden Philippinenpolitik nicht zu bringen sei, oder: auf die Linie Aljaska—Hawaii—Samoa zurückgehen, dann aber auch die Philippinen ganz preisgeben — wobei man sich aber klar über den gleichläufigen Verzicht auf eine aggressive Wirtschaftspolitik und ihre Dynamik in China sein müsse.

Das ist ein hartes geopolitisches Entweder-Oder! Der japanische Kritiker quittiert es auch mit dem leisen Hohn: „Es ist also dieser Rückzug der USA. von ihrem aggressiven Handelswettbewerb im Fernen Osten dem Mangel an Waffen zu ihrem

Rückhalt und nicht einem Geist internationalen Vertrauens oder der Zusammenarbeit zuzuschreiben.“

„Aufgeblasene Noten und Säbelrasseln erschweren nur eine ohnehin heikle Lage“ — „Handelsverträge auf Gegenseitigkeit, sorgfältig betreute freundliche Beziehungen zwischen Japan, Rußland und Vereinigten Staaten werden uns den Umständen nach dauerndere und bessere Erfolge zeitigen, als irgendein Aufwand von Säbelgerassel; und für den Augenblick ist es diese Linie, der unsere Fernostpolitik folgen sollte.“ Daß durch solche Äußerungen nicht gerade japanische Rückzugsbewegungen ausgelöst werden, ist leicht verständlich. Immerhin stammen sie von verantwortlichen Seeoffizieren, den Führern der Waffe, die sich — neben den Fliegern — zuerst mit den Japanern im Pazifik messen müßten, in dem diese sich (darauf sind auch die Russen gefaßt) wehren würden wie die Wildkatzen oder im Lager angegriffene Tiger. Mit beiden anbinden, ist eine ernste Sache, namentlich wenn noch andere, vielleicht größere Tiger im Dschungel nebenan sitzen.

Diese Nachbarschaft beleuchtet Takanobu Murobuse im „Chuo Koron“ (Auszug: „Transpacific“, 5. 7. 34, S. 5). Dort wird Japan ermuntert, in seiner heroischen Politik fortzufahren und sich endgültig „vom unheroischen Liberalismus abzuwenden“. Nicht um die Vereinigten Staaten und Rußland dürfe die japanische Politik kreisen, sondern ihr künftiger Konzern liege in Asien; Zusammenwirken mit China und Indien sei ihr entscheidendes Ziel! Ein hohes Lied der abwiegelnden, wieder das Zentrum der Außenpolitik ins Auswärtige Amt zwingenden Politik Hirotas, im Gegensatz zur „fahrigten Amtsleitung Uchidas“ und zur „Seifenblasenrederei Matsuokas“ verrät halbamtliche Herkunft. Aber der Außendienst wird angespornt! Nicht etwa in der Richtung auf den Baikalsee, die z. B. Dr. Kanjin Tomizu verfißt, sollten die nächsten Schritte gehen. Hier seien die Grenzen der Mandschurei zugleich die des gesunden Menschenverstandes. Mandschukuo dürfe auch nicht „den Schein eines — Puppenstaats —“ darbieten, sondern müsse wirklich offene Türen haben; denn Japan dürfe nicht auf die Dauer mit Mandschuko, Siam und Aethiopien allein in der Kälte bleiben. Aber „der wiederholte Irrtum in Japans Chinapolitik sei geopolitische Kurzsichtigkeit“. Das gleiche gelte für Japans Indienpolitik. „Ich will nicht den japanischen Imperialismus verteidigen, und bin weit entfernt, eine asiatische Monroedoktrin zu predigen. Denn ersterer ist im Vergehen [?], letztere nichts anderes als hartgesottener Imperialismus in Tarnung.“ Aber — „was wir suchen müssen, ist ein Bund der Rassen auf der Grundlage der Gleichberechtigung, Unabhängigkeit und Freiheit“. „Japan muß mit der Hoffart brechen und ritterlich mit China, wohlwollend mit Indien sein.“ „China ist ein (politischer) Schwerpunkt und Indien ein anderer. China muß in seiner Gesamtheit gesehen werden und Indien mit offenen Augen für seine Befreiung. Japan hat die Macht zum Handeln, aber es fehlt ihm an Richtung. Mögen die Leute über Japans Bevölkerungsproblem und Volksdruck reden: ich möchte von der offenen

Tür in Australien reden. Japan muß die Mandschurei für die ganze Welt öffnen“ (die in Mandschukuo doch nicht mit Japans billigerer Arbeit konkurrieren kann!), und ich rate den Briten, Australien in derselben Weise zu öffnen“ (was allerdings viel gewagter ist!). Denn in dieser Frage spielt natürlich das Volksdruckproblem erst recht wieder herein; und man weiß in Japan genau, daß man mit ihm zwar gewiß eine Last und Gefahr zu tragen hat, aber auch eine geopolitische Waffe erster Ordnung besitzt.

Von dieser Waffe, die sie beide anwenden, machen China und Japan allerdings einen sehr verschiedenen Gebrauch, dort von geopolitischer Rückständigkeit gehemmt, hier durch geopolitische Schulung gefördert.

Man vergleiche nur die Äußerungen von Edward Price Bell, der am 5. 7. 34 in Tokio eintraf, um für die „Literary Digest“ die Entwicklung im Fernen Osten zu beobachten [der auch sonst eine ganze Reihe von politischen Katzen aus dem Sack ließ], mit der bescheidenen Auswertung der an sich für China so günstigen Meinung von Dr. George B. Cressey (North China Herald, 1934, S. 152) oder einer Besprechung, wie sie Liu Yu-wan an Chang Yin-Tangs: „Economic Development and Prospects of Inner Mongolia“ übte (Pacific Affairs, Bd. VII, Heft 3, September 1934, S. 359).

Die Besprechung konnte zu einer Fanfare für Chinas Recht auf seine Außenländer ausgewertet werden. Statt dessen findet sich nur im Eingang die etwas sarkastische Bemerkung: „Der zeitweilige Verlust von Mandschurei und Jehol hat einen großen Teil des chinesischen Volkes grenzbewußt (frontier-minded) gemacht. Die Mongolen sind ihnen über Nacht ans Herz gewachsen; Kaschgar wird nicht mehr für den Namen einer russischen Stadt gehalten usw. . . .“ Dann macht sich der Kritiker lustig über den Stoß Schriftwerk, der neuerdings über Tibet, die Mongolei und Chinesisch-Turkestan erschienen sei. Ja, ist es ihm lieber, wenn die Japaner das Handbuch der Mandschurei herausgeben? Denkt die Mehrheit der Chinesen so, dann wird allerdings das „China-Yearbook“ auch bald in Tokio gedruckt werden! Ebenso wird die Schätzung Changs lächerlich gemacht, daß bei geeigneter Kolonisation die sämtlichen Außenländer Groß-Chinas, einschließlich der Mandschurei und Äußeren Mongolei, etwa 124 Millionen fassen könnten. Da hiervon allein etwa 70 bis 80 auf die Mandschurei treffen würden, ist die Zahl nicht so befremdlich. Vieles, was die Chinesen an solchen Leistungen heute aufweisen, erinnert an die schönen Zeiten für fremde Gewaltpolitik gegenüber Mitteleuropa, in denen brave deutsche Wissenschaft den Gegnern ihrer Volkspolitik Waffen schmiedete.

Wie ganz anders klingt es, wenn man einen Führer der fremden Presse dazu bringt, etwa zu reden wie E. P. Bell in Tokio!

Wenn selbst der Schweizer Bundesrat von einem „umdüsterten Horizont“ sprach, behauptete der zuversichtlichere Amerikaner in Tokio, „der internationale politische Sehkreis sei nicht so dunkel, wie er oft gemalt werde, wenn man nur mit etwas

Zuversicht den Blick für die Wirklichkeit behalte“. Das ist im Fernen Osten vor allem die Tatsache, daß niemand für sich allein mit den Japanern anbinden will und alle wieder in ein größeres Geschäft kommen möchten. Nur wenn man diesen doppelten Hintergrund im Auge behält, kann man E. P. Bells Offenbarungen geopolitisch genießen, z. B.:

„Ob internationale Tagungen fehlschlagen oder gelingen, sie bleiben meist wirkungslos. Aber sie haben immer den Vorteil, der Öffentlichkeit die Wirklichkeiten (realities) und die Tragweite großer internationaler Probleme zum Bewußtsein zu bringen...“ So auch die kommende Seemachttagung!

„Japans Seemachtforderungen sind ganz natürlich ... durch Formeln und Verhältniszahlen nicht aus der Welt zu schaffen...“

Trotzdem sei die augenblickliche Unsicherheit kein Hinderungsgrund für die Abhaltung der Tagung, die bestimmt stattfinden werde und wofür die Mächte jetzt nur die Fühler ausstreckten — d. h. die vorherigen Handelschaften tätigten.

„Die japanische Fernostpolitik ist im tiefsten Wesen gesund. Japan dehnte sich unter dem Druck einer Notwendigkeit aus. Jede wachsende und fortschreitende Nation muß eine ausreichende biologische Grundlage zur Selbsterhaltung haben, oder sie wird kopfüber gehen.“ Die deutsche auch! — fügen wir hinzu.

Aber es ist eben die — den Deutschen so oft verweigerte — Anerkennung dieser Tatsache für Japan durch seine Gegenspieler, die auf das geschickte, beständige Vorführen des geopolitisch begründeten Volksdrucks zurückgeht!

„Die Vereinigten Staaten haben einen Riesenraum; Großbritannien hat ein weltüber verschlungenes Kolonialreich; Frankreich hat Indochina und weite Besitzungen in Afrika; aber Japan hatte nichts dergleichen, bis es sich jüngst ausdehnte, aus der Notwendigkeit heraus, für eine ausreichende Unterlage zu sorgen, um den Zusammenbruch zu vermeiden. Das Aktionsprogramm in der Mandschurei war das Weiseste und Gesundeste, das man tun konnte.“

„Die Welt muß die harte Wirklichkeit erkennen, die Japans Beweggrund war.“ Sollte nun ein Mitteleuropäer noch im Zweifel sein, was ein folgerichtiges Durchdenken dieser Wahrheit für die Forderung des deutschen Führers nach Ehre und Gleichberechtigung bedeutet, so hilft ihm der USAmerikaner E. P. Bell — der gewiß bei der Heimkehr nicht mit faulen Äpfeln beworfen werden will —, über diesen Erkenntniszaun hinweg, wenn er in ganz natürlichem Zusammenhang alsbald auf den Wesensgrund europäischer Diktaturen zu sprechen kommt und, von Mussolini bis Hitler überspringend, sagt: „Hitlers kommenden Einfluß auf sein Volk habe ich schon vor Jahren wahrgenommen und seinen Aufstieg zum Führertum vorausgesagt“ (so u. a. vor neun Jahren Kato und Shidehara!). „Denn er war geradezu das Sinnbild der germanischen Rasse, ihrer Ideale und ihres notwendigen Rückschlags auf den Vertrag von Versailles. Die Gewalt (Dynamik) seiner Führer-

schaft ist allmächtig im Deutschland von heute, weil er der Ausdruck und die Erfüllung des Volkswillens ist.“

Sehr selten halten es weltkundige und weitgereiste Amerikaner von anerkannter Stellung in der Welpresse für richtig, in Japan, wenn sie die öffentliche Meinung günstig für sich stimmen wollen, solche Anerkennungen auszusprechen, die der beste deutsche Hilfsdienst nicht günstiger unter die Leute bringen könnte. Aber es ist eben ein Anzeichen für das Durchdringen tiefster geopolitischer Wesensverwandtschaft großer weltpolitischer Zukunftsaufgaben im Fernen Osten und im Nahen Westen der Alten Welt; es ist ein Vorzeichen ihrer Ahnung durch die hellsten Köpfe der augenblicklichen „*beati possidentes*“, der glücklichen Besitzer des immer noch vorhandenen Raumüberflusses der Welt [die sich z. B. mit 1½ Millionen (Neuseeland) auf gesegneten Räumen ausbreiten, in denen anderwärts 60 wohnen müssen, und mit 6 Millionen auf Räumen, in denen anderwärts 400 sich durchzuschlagen haben (Australien)].

Wer aber glaubt, daß es den eingepreßten europäischen Millionen nicht noch viel schlechter gehen könne, der führe sich Cresseys Studien über die Lebensweise einer unter Übervölkerung leidenden Agrarbevölkerung in China, nicht nur einer mit Hochlöhnen industrialisierten, zu Gemüt. Das erst ist letztes, wirkliches Elend!

Japans und Chinas letzte Fragestellung sei dieselbe, meint Cressey, in der Übervölkerung begründet, die auf den Kopf der Bevölkerung in China 43 acres [17,4 ha] und in Japan 50 acres [20 ha] Kulturland übriglasse, demgegenüber die USA. mit wenig mehr als einem Fünftel der Volkszahl Chinas über zwei Fünftel mehr Kulturland verfügen (rund 300000 gegen 500000 Quadratmeilen), das in China höchstens noch um 10 Prozent vermehrt werden könne.

China — neben Indien und Sowjetrußland —, die Stätte des größten Massenelends der Erde, ist dennoch das artige, brave Kind des Völkerbundes geblieben; es erhält — trotz erheblichen Schuldrückständen — gute Zensuren.

Japan ist kein gutes Kind; es greift bis zur Schulflucht, um vorbeugend der Verelendung zu entgehen, in die es die Großräumigen kaltblütig einmauern würden, ganz, wie sie Mitteleuropa eingemauert haben, gleichviel, ob seine Insassen an Rhein, Donau oder Elbe und Weichsel wohnen. Deshalb erhält es schlechte Zensuren, im Stil der alten französischen Fabel: „*Cet animal est très méchant: quand on l'attaque, il se défend!*“ [Dieses Tier ist sehr böse: wenn man es angreift, wehrt es sich!] — mit seinem Dasein alles an alles setzend.

Aber man greift es eben nicht an — mindestens keiner allein —, und dem andern, gutartigen Wesen reißt man ringsum die Fetzen aus der Haut: England, Frankreich, Sowjetrußland und seine asiatischen Nachbarn in schönem Verein.

Das sind geopolitische Erfahrungstatsachen, hart und nüchtern auf letzte Formeln gebracht: alle Genfer Vernebelungskünste löschen ihre Kanten nicht aus, sondern umhüllen sie nur.

RUPERT VON SCHUMACHER: Zur Theorie der Raumdarstellung

Vorbemerkung.

Das Problem der geopolitischen Karte ist gewiß kein neues Gebiet. Zahlreiche Arbeiten befassen sich eingehend von der theoretischen Seite mit dieser Frage. Es seien nur beispielsweise genannt: die Beiträge „Die suggestive Karte“ von K. Haushofer und „Über politisch-geographisch-geopolitische Karten“ von Otto Maull in den „Bausteinen zur Geopolitik“, Berlin 1928, der Aufsatz von J. März: „Die Landkarte als politisches Propagandamittel“ in der Gartenlaube, Jg. 1921, Nr. 16, der Aufsatz „Rückblick und Vorschau auf das geopolitische Kartenwesen“ von K. Haushofer in der Zeitschrift für Geopolitik, Jg. 1932, Heft 12. Sehr instruktiv über Bedeutung und Wirkung politischer Karten ist die kritische Monographie über die berühmte Spettische Karte von W. Geisler: „Die Sprachen- und Nationalitätenverhältnisse an den deutschen Ostgrenzen und ihre Darstellung“, Gotha 1933, das Werk von Max Eckert: „Die Kartenwissenschaft“, Berlin 1925, und das Kapitel „Verantwortlichkeit geopolitischer Kartenzeichnung“ von Prof. K. Haushofer in „Raumüberwindende Mächte“, B. G. Teubner 1934. Die Liste ließe sich noch beliebig verlängern. Uns erscheint jedoch am bedeutungsvollsten die Haushofersche Untersuchung über die suggestive Karte, denn sie enthält in wesentlichen Zügen alle Richtlinien für die praktische Arbeit an und mit der geopolitischen Karte.

Parallel mit der reichen Literatur über die theoretische Auseinandersetzung mit der geopolitischen Karte hat die praktische Arbeit eine wahre Flut geopolitischer Darstellungen geschaffen, deren wichtigste und umfassendste K. Haushofer in dem erwähnten Aufsatz in der Z. f. G. erwähnt. Man sollte nach dieser Fülle theoretischer Erörterungen und praktischer Arbeiten erwarten, daß die geopolitische Karte im großen und ganzen bereits auf sicheren Füßen steht und ihre Entwicklung in den Grundlinien abgeschlossen ist. Es muß daher einigermaßen überraschen, daß K. Haushofer, der als Begründer des geopolitischen Kartenwesens in Deutschland am berufensten zu einem Urteil ist, noch im Jahre 1932 in der genannten Untersuchung die Feststellung machen muß, daß die geopolitische Kartendarstellung längst noch nicht vollkommen ist.

Gerade der politische Arbeiter wird aus seinen praktischen Erfahrungen heraus Haushofer zustimmen. In dem täglichen Kampf der politischen Praxis mit der Karte ist rasch die Überzeugung gewonnen, daß das geopolitische Kartenwesen in seinem heutigen Stand der Darstellungsform unbefriedigend und zum Teil zu allen anderen Zwecken als zu politischen geeignet ist. Schuld daran trägt unserem Empfinden nach eine zu wissenschaftlich-methodische Behandlung des Problems. Man

hat sich zu sehr mit den systematischen Fragen beschäftigt, die der Praxis natürlich belanglos sind. Für diese steht mehr die Darstellungsform als der Inhalt zur Debatte. Die Versuche, Abgrenzungen zwischen der politisch-geographischen und der geopolitischen, philologischen, biologischen und anderen Karten zu finden, können vollends auf kein Verständnis bei der politischen Tagesarbeit stoßen, weil die Politik als universalstes Handwerk jeder Karte politische Bedeutung beimißt, die Berücksichtigung politischer Gesichtspunkte von ihr verlangt und voraussetzt. Eine unvorsichtig gezeichnete physikalische Karte — schlechte Wahl der Signaturen, bestimmte Formen der Selektion z. B. — kann ebenso politische Bedeutung erhalten und politische Wirkungen erzeugen, wie irgendeine bewußt und rein politisch bestimmte Karte. Es sei nur an die Folgen erinnert, die die Darstellung der Karpaten auf den österreichischen Generalstabskarten hervorgerufen hat. Infolge dieser Grundeinstellung ist auch das Bestreben, die rein programmatische Karte (Konzeptionsdarstellung) oder die dynamische Karte als die eigentlich geopolitische zu bezeichnen, für die politische Arbeit unwesentlich. Wenn man trotz der Ablehnung systematischer Scheidung in der Praxis doch von der geopolitischen Karte im Gegensatz zu anderen Karten spricht, wobei man sich des Pleonasmus des Begriffes bewußt ist, so geschieht das, um einen Darstellungstyp zu charakterisieren, der in erster Linie auf die psychologische Wirkung abgestellt ist, welche die Karte auf den Beschauer ausübt. Grob ausgedrückt, das propagandistische Moment kennzeichnet jede geopolitische Karte, nicht der stoffliche Inhalt. Daher sind auch die Themen der geopolitischen Karten allen Wissensgebieten entnommen, ohne daß die Bezeichnung „geopolitisch“ Anstoß erregen würde.

Es ist merkwürdig, daß sich trotz der suggestiven Art der geopolitischen Karte in der Literatur fast kaum ein Beitrag von der praktischen Seite her findet. Es ist uns nicht bekannt, daß sich das so reichlich ins Kraut geschossene Schrifttum über Graphik, Reklame und Werbung eingehend mit der Karte befaßt hätte oder das Register psychologischer Werke mehr als nur gelegentliche Bemerkungen dieser Frage gewidmet hätte. Dieser Mangel scheint uns mitschuldig an der Stagnation auf dem Gebiet des geopolitischen Kartenwesens, das in anderen Ländern als Waffe gepflegt und gehütet wird. Es würde auch bei uns mehr Beachtung verdienen, um so mehr, als heute in jedem Vortrag, in jeder Zeitung, in einer Unzahl von Büchern sogenannte geopolitische Karten verwendet werden.

Daher dünkt es uns nicht überflüssig, einige Erfahrungen aus der eigenen Arbeit zur Diskussion zu stellen, um die Aussprache über ein unerläßliches Instrument der Geopolitik vorwärtszutragen. Dabei liegt es im Wesen der Sache, daß nicht nur Darstellung und Wirkung der Karte Berücksichtigung finden müssen, sondern auch der „Erzeuger“ — der Entwerfer, der Zeichner und last not least auch der Verleger.



Abb. 1. Die Wehrlage Deutschlands. — Beispiel einer wissenschaftlichen geopolitischen Karte, die weniger auf das propagandistische Moment als auf Genauigkeit und Zusammenfassung Wert legt.



Abb. 2. Die deutschen Industriegebiete im Bereich der 128-km-Zone des feindlichen Schußbereichs. Die schwarze Fläche zeigt jenen Teil des Reiches, der von feindlichen Geschützen ohne Grenzüberschreitung nicht erreicht werden kann. — Beispiel einer populären Karte, die aus einer thematischen Aufspaltung von Abb. 1 hervorgegangen ist und zugleich die Verwendung figuraler Darstellungsmethoden zeigt.

Die Darstellung.

Es ist nicht schlechtweg begreiflich, aber unumstößliche Tatsache, daß im allgemeinen bei der Schaffung geopolitischer Karten nicht die psychologische Einstellung des Menschenkreises berücksichtigt wird, an den sich die Karte wendet. Man erlebt es jedenfalls immer wieder, daß einem Publikum, das nur leichter verdauliche Kost verträgt, sei es, daß nun der Bildungsgrad, die Ermüdung infolge beruflicher Belastung (Abendvorträge!), die besondere Unorientiertheit über ein Spezialgebiet die Ursache bilden, die kompliziertesten Kartendarstellungen geboten werden, die erst langwieriger Erklärungen bedürfen und selbst dann noch nicht verstanden werden, geschweige denn einen politischen Eindruck, ein Urteil hervorrufen. Auch das Umgekehrte läßt sich beobachten: Überprimitive Formulierungen sollen an Fachleute appellieren, mit dem Ergebnis, daß sich das Interesse von dem Kartenthema auf die Darstellungsweise ablenkt und bestenfalls einen Bodensatz ironischer Bemerkungen über den Zeichner usw. hinterläßt. Darstellung und Selektion sind also in beiden Fällen sehr vorsichtig nach psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln, die durch den Beschauer der Karte bestimmt werden. Die Binsenwahrheit, daß sich nicht jede Karte für jeden Kreis von Menschen verwenden läßt, ergibt als primärsten Grundsatz jeder geopolitischen Kartenarbeit eine Scheidung in „wissenschaftliche“ und populäre Darstellungen, deren Unterschied Abb. 1 und 2 veranschaulichen. Gemeinsam ist für beide das Erfordernis unbedingt sauberer Zeichnung und vollständiger Durchdachtheit des Kartenbildes. Skizzen mit ausgefransten Strichen, verkleckster Schraffierung, unschöner Beschriftung werden in jedem Fall ihren Zweck verfehlen, ebenso Karten, die unnötiges Beiwerk enthalten, überflüssige oder zu wenig Beschriftung aufweisen usw. Abb. 3/1 wäre z. B. verfehlt, wenn eine Grenze des Deutschen Reiches eingezeichnet wäre, weil im Vergleich zu Abb. 3/2 und Abb. 3/3 zum Ausdruck kommen soll, daß die Flußlage sich zu allen Zeiten unabhängig von der politischen Ausdehnung des Reiches destruktiv ausgewirkt hat, während die verbindenden Faktoren nur zeitlich gebunden sich unter ganz bestimmten Voraussetzungen erfüllt haben, was in Abb. 3/2 und Abb. 3/3 durch die Einzeichnung des jeweils gültigen Verbindungsfaktors und der zeitlich entsprechenden Reichsgrenze veranschaulicht wird. Wird Abb. 3/1 allein verwandt, steht wohl nichts der Einzeichnung einer Reichsgrenze im Wege, wie wir es in der gleichen Abbildung bei Langhans-Ratzeburg, „Die Großen Mächte“, S. 226, oder in der Karte von E. Obst, Z. f. Geopolitik, Jg. 1928, Heft 1, S. 33, finden, weil hier Erfordernisse des Vergleichs zeitlich verschiedener Stadien mit dem Grundthema wegfallen. Beispiele geopolitischer Karten, wie sie zeichnerisch nicht sein sollen, sind die Karte zu der deutschen Ausgabe von Tittoni, „Italiens Außenpolitik“, München 1928, und die Skizzen in „Die Staaten als völkische Lebensräume“ von Thies, Dresden 1933.

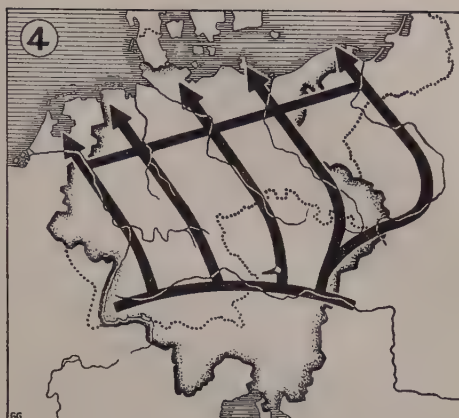


Abb. 3. Die Stromlage Deutschlands.

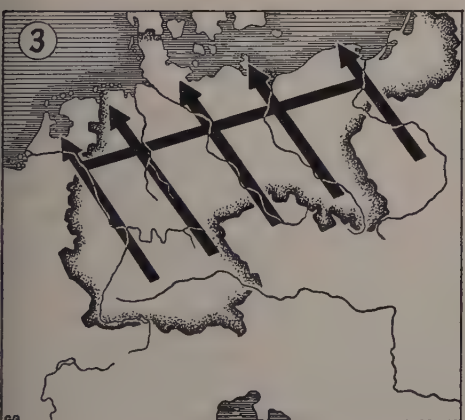
Karte 1 zeigt die Anordnung der Ströme. Die Wirkung ist hier zeitlos zu denken.

Karte 2 zeigt die Donau als Einigungsfaktor in der Zeit vor 1806, daher Einzeichnung der Grenze des Altreiches.

Karte 3 zeigt die norddeutsche Tiefebene als Einigungsfaktor des Bismarckreiches, daher Grenze von 1871. Karte 1—3 sind thematische Aufspaltungen von

Karte 4, die die wissenschaftliche Form der Darstellung der Themen von 1—3 (Zusammenfassung) zeigt.

Karte 5 zeigt die plastische Darstellung von Karte 2 unter Verwendung von „Maulwurfs-hügeln“.



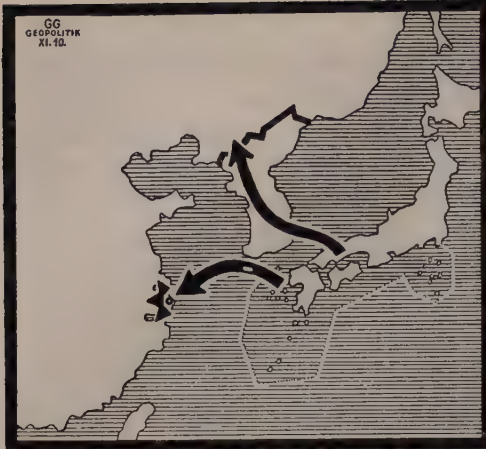
Scharf geschieden sind „wissenschaftliche“ und populäre Karten durch die Art der Selektion. Einem wissenschaftlich vorgeschulten Kreis kann ohne weiteres ein Thema so geboten werden, daß nur das Hauptthema herausgegriffen wird, alle zeitlichen und stofflichen Nebenthemen, die zum Verständnis des Kartenzweckes notwendig sind, der Vorstellung des Beschauers überlassen bleiben. In diesem Fall wird daher z. B. die Wiedergabe der horizontalen Gliederung auf dem Kartenbild genügen. Für die populäre Karte dagegen ist die alleinige Anwendung des Lageplans meist gänzlich verfehlt, besonders wenn nicht politische Linien und Flächen untereinander verglichen werden sollen, sondern die politische Form mit dem Gelände. Unserer Erfahrung nach ist der beste Prüfstein in dieser Hinsicht die Diskussion an Hand einer Karte im Rahmen eines abendlichen Vortrages vor schlichten Arbeitsmenschen, wenn Abspannung und Unlustempfindungen besondere Anreize zur Anregung der Phantasie erfordern. Dann fällt die abstrakte Karte rettungslos durch. Abgesehen von der besonderen Darstellungsform in diesem Fall, auf die wir weiter unten zu sprechen kommen, muß es oberstes Prinzip sein, alle Voraussetzungen eines Themas bildlich darzustellen und sie nicht in die Vorstellung des Beschauers zu verlegen. Man wird daher nicht etwa aus Platz- oder Zeitmangel bei einem Vergleich der französischen und deutschen Flußstruktur nur die deutsche zeigen und erläuternd in Text oder Wort auf die französische hinweisen, man kann nicht bei der Besprechung der Schrumpfung des Reichsgebietes etwa nur die heutige Grenze zeigen und auf die frühere Grenze in der Erklärung verweisen, weil die optische Vorstellung eben nicht mitgeht. Bei der populären geopolitischen Kartendarstellung werden demnach Nebenumstände und Voraussetzungen oder auch Folgerungen zum Kartenhauptthema in die Karte aufzunehmen sein, um ein Abirren der Gedanken des Beschauers, Irrtümer, Verständnislosigkeit zu vermeiden.

An diesem Unterschied zwischen der sogenannten wissenschaftlichen und der populären geopolitischen Karte beginnt schon der Kreuzweg des politischen Tagesarbeiters, des Kursleiters, Schulungsleiters, Redakteurs usw.: Er hat in der ganzen Fülle geopolitischer Arbeiten nur wissenschaftliche Darstellungen zur Verfügung und ist darauf angewiesen, nach diesen seine Diapositive und Illustrationen anzufertigen, wenn er nicht überhaupt auf die Karte verzichten will, denn wie oft stehen die Mittel und persönlichen Möglichkeiten (Zeichner usw.) ohne weiteres zur Verfügung, um neue Karten anfertigen zu lassen? Dazu kommt, daß ein Zeichner nie vollständig den Stil des andern trifft, so daß bei einer an sich möglichen Ergänzung eines vorhandenen hauptthematischen Kartenbildes meist infolge der Uneinheitlichkeit des Stils kein geschlossener Eindruck beim Beschauer entsteht. Umzeichnung der Grundkarte ist also meist notwendig, eine in der Praxis auch nicht so einfach zu lösende Angelegenheit — setzt sie doch jedenfalls einen sehr gewandten und gerade im geopolitischen Kartenzeichnen erfahrenen Zeichner voraus.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn eine wissenschaftliche Grundkarte vor-

liegt, die zwar auf die wichtigen und zum Verständnis des Themas notwendigen Nebenumstände eingeht, aber alles in ein Kartenbild einzeichnet. Dieser Punkt bildet das Hauptproblem der praktischen Kartenarbeit überhaupt und führt uns auf den wesentlichsten Unterschied zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellungsform. Wenn nämlich die populäre Karte unbedingt im Gegensatz zur gelehrten Darstellung der Beziehung der Neben- und Begleitumstände bedarf, also gewissermaßen der vollständigen bildlichen Formulierung des Gedankenganges, der sich um die Karte rankt, so kann sie auf der anderen Seite sich nicht mit einem umfassenden Gemälde begnügen, das in verwirrender Fülle alles Mögliche und vielleicht auch Unmögliches zeigt. Der Durchschnittsmensch findet sich in dem Linien- und Flächengewirr der üblichen wissenschaftlichen geopolitischen Karte nicht zurecht. Zu ihrem Verständnis ist ein eigenes Studium erforderlich, zumindest eine starke analytische und beobachtende Fähigkeit des Schauens und Verarbeitens optischer Eindrücke. Der Durchschnittsmensch bedarf daher einer klaren Darstellung, die in ihm den gewünschten Eindruck unmittelbar durch das Schauen ohne weitere anschließende Gedankenarbeit hervorruft. Alles, was nicht der Erzielung dieses Eindruckes dient, ist deshalb ein Mehr, das überflüssig und störend im Kartenbild ist. Alles, was Nebenumstände, Folgerungen usw. im selben Kartenbild behandelt, gehört bereits zu einem gesonderten Thema, das vom Beschauer erst aus den anderen Darstellungen wie aus einem Schnittmuster herausgelöst werden muß. Das stellt Anforderungen an die Denkarbeit, die oft von dem vom Schöpfer der Karte gewünschten Eindruck ablenken, daher die Karte als psychologisch falsch kennzeichnen.

Aufgabe des Verfassers populärer geopolitischer Arbeiten ist deshalb die Aufspaltung der Karte auf den einfachsten thematischen Nenner, um ihre plakatarartige Wirkung zu sichern. Jede Karte muß gewissermaßen ein Axiom sein, das sich gedanklich nicht mehr weiter zerlegen läßt, ohne daß das Thema Schaden leidet. Alles andere muß in neue Karten gegossen werden, so daß fast immer Reihen entstehen werden, die wie ein Film Bild um Bild den Gedankengang des Zeichners aufbauen. Wir sprechen in diesem Fall von der einthematischen Karte im Gegensatz zur mehrthematischen. Eine Karte, die mehrere selbständige Einzelthemen zu einem Gesamtthema in sich vereinigt, wie es z. B. Abb. 1 zeigt, wird im allgemeinen nur wissenschaftlichen Arbeiten dienen können, nicht aber der Aufklärungs- und Werbetätigkeit in den breiteren Volksschichten. Für diese Aufgabe müssen dann Karten geschaffen werden, wie sie Abb. 2 als eines der Ergebnisse der Aufspaltung von Abb. 1 zeigt. Das vollständige Ergebnis einer Aufspaltung zeigt uns die Kartenreihe 1—3 in Abb. 3, deren Gesamtdarstellung in Karte 4 derselben Abbildung enthalten ist. Hierbei handelt es sich nicht etwa um die Nebeneinanderstellung zum Zwecke des Vergleichens, sondern darum, die einzelnen Entwicklungsstadien und Faktoren rein und ungestört durch Nebeneindrücke herauszubekommen. Die Aufspaltung erfüllt hier auch noch den besonderen Zweck, das zeitliche Hinter-



**Der Vergleich:
fehlerhafte und richtige Vergleichs-
darstellung.**

Abb. 4. Die kontinentale Ausgangsstellung Japans. Man präge sich das Bild dieser Karte genau ein und vergleiche es dann mit der nächsten Abbildung, ohne vorher deren Legende zu lesen. Was sieht man dann auf dem zweiten Kartenbild?



Abb. 5. Die ozeanische Ausgangsstellung Deutschlands. Der Vergleich mit Abb. 4 ist absolut verwirrend, da einmal der Ozean, einmal der Kontinent schraffiert ist. Dieser Fehler kann entstehen bei der Zusammenstellung von Karten verschiedener Herkunft, wie es in unserer Arbeit tatsächlich einmal vorgekommen ist, ohne daß die Hersteller den Mangel entdeckt hätten. Erst die Leser machten aufmerksam!

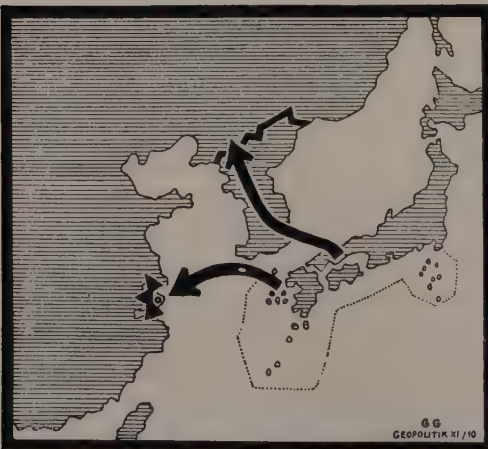


Abb. 6. Die kontinentale Ausgangsstellung Japans. Hier ist die richtige Schraffierung im Vergleich zu Abb. 5 verwendet. (Beide Male Schraffierung des Kontinents. In der Praxis wird man verschiedene Schraffierungen verwenden.)

einander der Wirkung der verbindenden Faktoren einerseits und die Unveränderlichkeit des Stromfaktors andererseits plastisch zum Ausdruck zu bringen, was die Gesamtkarte niemals vermag. Karte 2 und 3 erlauben untereinander überdies noch einen gewissen Vergleich, obwohl es sich hier um keinen echten Vergleich in unserem Sinne handelt. Diese Methode der einthematischen Aufspaltung mehrthematischer Darstellungen wird man mit außerordentlichem Erfolg in Geschichtskarten und -atlanten anwenden.

Ein ähnliches Kapitel ist der reine Vergleich. Er fällt bei der wissenschaftlich gedachten Karte meist überhaupt unter den Tisch. Beim echten Vergleich liegt gewissermaßen ein einziges Thema vor: Unterschied oder Ähnlichkeit zwischen zwei Themen. Der Vergleich ist also ein Thema, und man wird trachten, seine beiden Objekte in eine Karte zu zeichnen, vorausgesetzt, daß das möglich ist. Jedes neue Vergleichsthema muß dann aber ebenso wieder herausgegriffen und zu einer neuen Karte verarbeitet werden wie sonst bei der einthematischen Darstellung. Lassen sich Vergleiche nicht durch Übereinanderzeichnen der beiden Grundthemen erzielen, so ist die Verwendung einer Deckkarte zu empfehlen, von der heute viel zu wenig Gebrauch gemacht wird. Geht auch das nicht, so muß nebeneinandergestellt werden, dann ist aber die Form zu nehmen, die R. Hennig in seiner „Geopolitik“ als vorbildliche Lösung anwendet (z. B. S. 56 und 112). Psychologisch und logisch nicht „sauber“ ist dagegen die Anordnung der inzwischen schon berühmt gewordenen Obstschen Karten der Stromlage (Z. f. G., Heft 1, Jg. 1928), der Vergleich ist hier nicht beachtet. Eine interessante Schwierigkeit ergibt sich beim vergleichenden Nebeneinanderstellen mehrerer Karten. Wenn nämlich eine Karte kontinentaler Vorgänge und Zustände einer Karte ozeanischer Politik gegenübergestellt wird, muß im Interesse des Vergleichs die bewährte geopolitische Kartenregel unbeachtet bleiben, nach der bei kontinentalen Darstellungen der Ozean durch Schwarz oder Schraffen neutralisiert werden kann, um den Festlandraum deutlicher abzuheben — weil in diesem Falle infolge der Beharrlichkeit des Eindrucks die zweite Karte umgekehrt gesehen wird (vgl. die Abb. 4, 5, 6).

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Aufspaltungen oftmals noch weiter getrieben werden können, als bis zur Darstellung eines Einzelthemas. Man kann oft erst durch Aufspaltung des Einzelthemas zu einer wirklich klaren Ausdrucksweise kommen, vorausgesetzt natürlich, daß die Darstellung noch immer den gleichen Sinn ergibt, wie die volle Durchzeichnung. Ein drastisches Beispiel dieser Art zeigt Abb. 8, deren propagandistische Wirkung die der üblichen Abb. 7 weit übersteigt.

Neben diesen wesentlichen Momenten unterscheiden eine Anzahl anderer, nicht weniger wichtiger Kennzeichen die wissenschaftliche von der populären Karte. Es sind in erster Linie bei der wissenschaftlichen Karte Stilisierungen, Manieriertheiten überhaupt und figurale Darstellungen möglichst zu meiden, um den Ernst wissenschaftlicher Exaktheit nicht zu gefährden. Freilich soll hier Generalisierung nicht



Abb. 7. Die Flugbedrohung Deutschlands. — Die übliche Darstellung, die durch die einander kreuzenden Linien nicht eindeutig den Eindruck der Gefährdung vermittelt. Vergleiche Abb. 8.

mit Stilisierung verwechselt werden, aber das Generalisieren wird am besten im Rahmen der so ausgezeichneten und anschaulichen englischen Schwarzweißskizzen gehalten. Manieriertheiten sollen im Gegensatz zur Stilisierung auch bei der populären Karte sehr sparsam gebraucht werden — so z. B. zu starke Variierung der Signaturen (Raster!), verzierte Schriften, übermäßige Trauerränder usw. Ebenso darf sich aber die Stilisierung nicht in Abstraktionen verlieren, die im Grunde nichts mehr besagen. Ein Beispiel dieser Art bringt Abb. 9. Ohne Beschriftung ist dieses Bild überhaupt nicht mehr verwendbar, mit Beschriftung ergibt es auch noch keinen Eindruck. Die Karte „spricht“ nicht. Der Ring kann alles mögliche darstellen: Autarkie, Festungsgürtel in oder um Deutschland, Nachbarn auf allen Seiten usw. Das, was er meint, die Einkreisung Deutschlands, kommt überhaupt nicht heraus, weil dem Ring als Figur die Dynamik mangelt. Schon gar keine Auskunft gibt diese Symbolisierung der Einkreisung über Kräfteverhältnis, Angriffspunkte und Ausgangsstellung, weshalb er mehr verwirrend als erklärend wirkt. Als Gegenüberstellung bringen wir Abb. 10, die in allerdings genauerer Ausführung sich schon wissenschaftlichen Formen zuneigt, aber doch die Grundlage der populären Darstellung ist. Vor allem beachte man, wie diese Karte im Gegensatz zu Abb. 9 „spricht“.

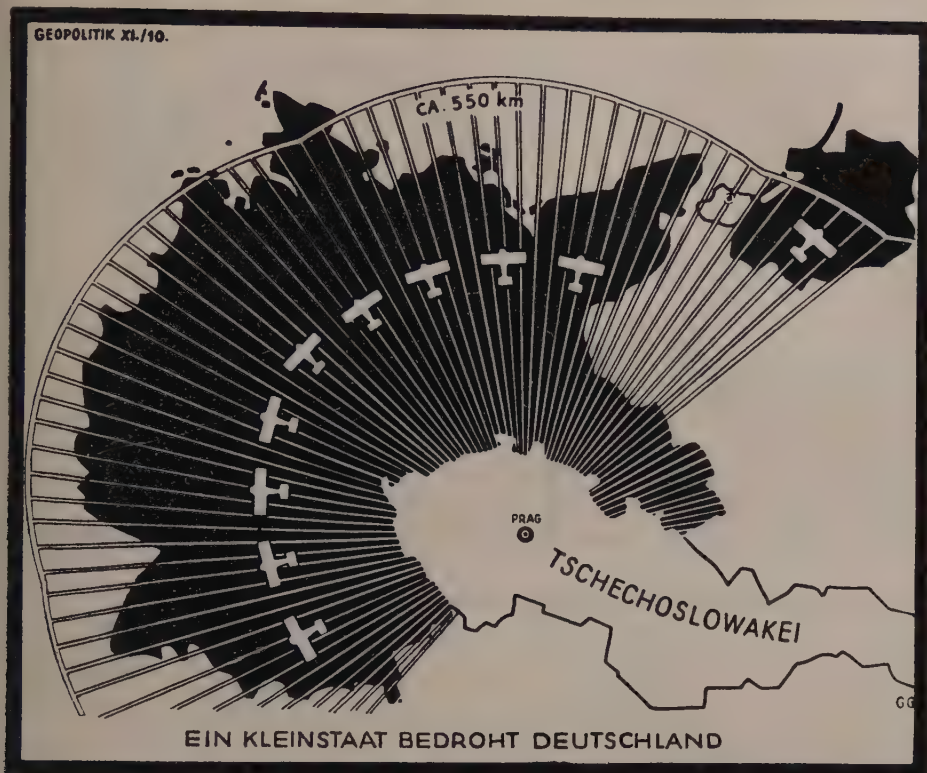


Abb. 8. Die Luftbedrohung Deutschlands durch die Tschechoslowakei. Fast ganz Deutschland ist durch tschechische Bombenflugzeuge in 2 Stunden erreichbar. — Die Karte ist die Aufspaltung eines Einzelthemas (Abb. 7). Man vergleiche ihre Anschaulichkeit im Verhältnis zu Abb. 7

Ausgiebigen Gebrauch kann die populäre geopolitische Karte von der figuralen Ausstattung machen. Veranschaulichende Zeichnungen (siehe Abb. 2), wenn zulässig, sogar humoristisch gefärbt, sind ausgezeichnete Verständigungsmittel besonders im geopolitischen Lichtbildvortrag (politische Symbole!). Selbstverständlich wird in statistischen Karten tunlichst die figurale und aufspaltende Wiener Methode verwandt, die die größte Anschaulichkeit für sich buchen kann (Abb. 11, 12, 13). Die großen Vorzüge und die Anschaulichkeit figuraler Darstellungskunst haben in unserer Praxis auch wieder den „Maulwurfshügel“ der alten Karte aufleben lassen, wobei gleichzeitig die absolute Notwendigkeit der Einbeziehung der vertikalen Gliederung in die geopolitische Karte befriedigend gelöst wird. Es widerspricht dem Wesen der geopolitischen Karte — der Darstellung der Beziehung zwischen Mensch und Raum!! —, wenn man das, was eigentlich erst den Raum ausmacht — die vertikale Gliederung —, wegläßt. Wie farblos wirkt ein Geschichtsatlas in der üblichen Form für untere Schultypen!



Abb. 9. Die Einkreisung Deutschlands. — Beispiel einer unbrauchbaren Schematisierung des Themas.



Abb. 10. Die Einkreisung Deutschlands. — Beispiel einer dynamischen Darstellung der obigen Karte. Noch besser wäre die Karte, wenn sie die Nachbarstaaten Deutschlands schwarz angelegt brächte.

An die paar Farbflecken solcher Karten vermögen sich kaum plastische Raumvorstellungen zu knüpfen, weshalb auch das „Lesen“ eines solchen Atlas meistens ein regelrechtes Problem für Lehrer und Schüler ist. Wie anders nehmen sich dagegen die Karten in dem geopolitischen Atlas von Hillen-Ziegfeld aus, die die vertikale

Die statistische Karte.

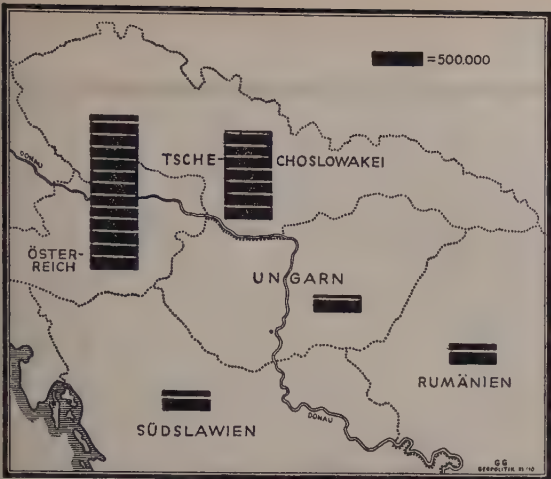


Abb. 11. Das Südostdeutschum. — Statistische Darstellung in der üblichen Blockmethode, verbessert durch die Unterteilung des Blocks.

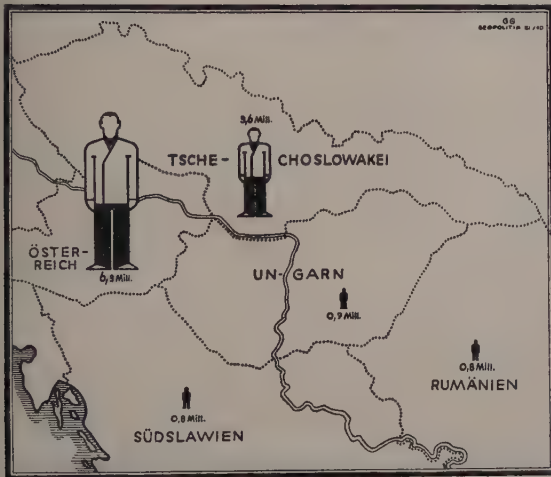


Abb. 12. Das Südostdeutschum. — Anwendung figuraler Darstellung ohne Angabe einer Einheit. Der Vergleich durch die bloßen Größenverhältnisse ist unanschaulich.



Abb. 13. Das Südostdeutschum.



Abb. 14. Die österreich-ungarische Monarchie. — Übliche Darstellung in Geschichtsatlanten und geopolitischen Arbeiten. (Übersetzung der Farben in Schraffen.) Nicht räumlich anschaulich infolge Einzeichnung lediglich der horizontalen Gliederung (Lageplan). Vergleiche mit Abb. 15.

Gliederung signieren. Raupe und Schraffe sind schon Fortschritte zur Anschaulichkeit — Beispiel: Abb. 15 zu 14 — und genügen für wissenschaftliche Arbeiten, für die populären Zeichnungen muß aber der Schritt weiter zum „Maulwurfshügel“ gegangen werden, wie ihn Abb. 3/5 im Gegensatz zu Abb. 3/2 zeigt. Leider ist die Vollkommenheit der alten Kartographen heute schwer zu erreichen. Auf die Verwendung der Haltepunkte für das Auge, sogar auf die Einzeichnung von Flüssen und Seen, kann man füglich verzichten, wenn es sich um reine politische Darstellungen handelt, also z. B. um die kartographische Fassung einer Bündnisgruppe, um den Vergleich von Flächenformen usw. Im allgemeinen aber gilt der von Eckert (Die Kartenwissenschaft, Bd. 2, S. 797) erwähnte Hunger nach Reliefkarten in den Armeen während des Weltkrieges auch die „geopolitische Öffentlichkeit“. Mit Recht bezeichnet S. Boelcke die Reliefkarte als die „veredelte Karte“.

Schließlich sei noch auf die Frage der Farbenverwendung eingegangen. Die geopolitische Karte hat sich im großen und ganzen bisher auf die Schwarzweißskizze beschränkt und den Eindruck in erster Linie auf die Kontrastwirkung gestellt.

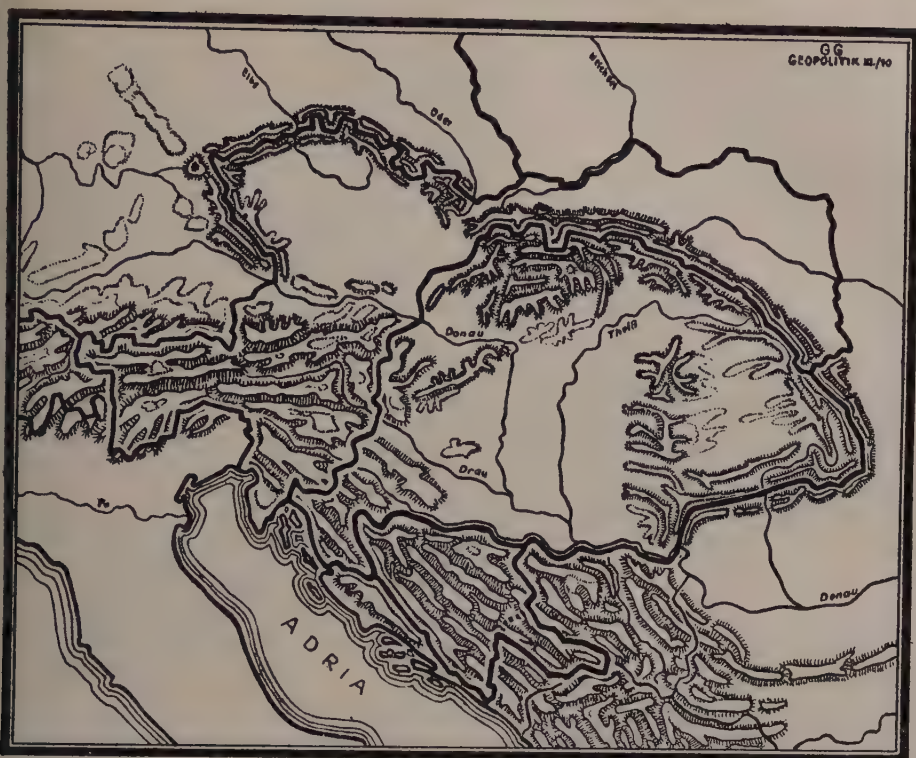


Abb. 15. Die österreich-ungarische Monarchie. — Einzeichnung der Oberflächenformen in die geopolitische Karte (Abb. 14). Man vergleiche zu Abb. 14 die Herausarbeitung des gerade geopolitisch bedeutsamen Kausalkonnexes zwischen Boden und Staat! Naturgrenzen!

Hillen-Ziegfelds Versuch der Verwendung von Blaugrün in gewissen Fällen als Verstärkung der Schwarzweißwirkung war unserer Ansicht nach ein Versuch, der Nachahmung verdiente. Besonders im Diapositiv und in der geopolitischen Wandkarte wird sich nicht ganz ohne Farbe auskommen lassen, weil hier sonst zu starke Flächenwirkungen entstehen, die durch die Farbe belebt bzw. gebrochen werden müssen. Verwendet man aber Farbe, dann muß das mit größter Vorsicht und strengster Disziplin geschehen. Ein hemmungsloses Sichausleben in einem Farberausch, dem man sehr schnell erliegt, wenn man erstmals sich mit der farbigen Signatur beschäftigt, ist natürlich verfehlt, weil, abgesehen von dem Mangel an Wirkung, die strenge Form der geopolitischen Karte dies gar nicht verträgt. Deshalb wird es auch gut sein, sich auf die Verwendung von Rot oder Grün zu beschränken, die gute Kontrastwirkungen schaffen und den Charakter der Karte nicht verändern, sondern unterstützen und die Karte leichter lesbar machen, wie die Abbildungen in der Broschüre von Kurt Trampler: „Der Unfriede von Versailles“, München 1934, überzeugend beweisen. Farben wird man wohl in beiden Typen der geopolitischen

Karte verwenden können, aber für die populäre scheint sie uns mehr ein Erfordernis als eine fakultative Möglichkeit. Besonders gut nimmt sich die Anwendung von Rot in der dynamischen Karte aus, deren Unterscheidung von der statischen auch noch zu wenig herausgearbeitet ist. Dynamische Karten sollen nur Bewegung, also Bestrebungen, Absichten, Konzeptionen, Einflüsse, Entwicklungen, Wachstum zeigen, statische Karten Zustände. Umgekehrt sollen Zustände nur statisch, Bewegungen nur dynamisch ausgedrückt werden. Der so beliebte Pfeil in der geopolitischen Karte scheint uns nur der dynamischen Karte zu entsprechen, Flächendarstellung nur der statischen. Entsprechend dieser Einteilung sind die Karten Abb. 16 und 17 gezeichnet, die erste ein fertiges, die zweite ein unfertiges Bündnissystem darstellend. Selbstredend ist es da sehr oft nur Ansichtssache, was dynamisch, was statisch auszudrücken wäre, aber als Extremtypen müssen beide voneinander getrennt und ihre Zusammenfügung und Unterscheidung dem politischen Fingerspitzengefühl und der Einfühlungsgabe des Kartenschöpfers überlassen bleiben. Beispiele ausgezeichneten Lösungen sind die Abbildungen in Hans Kohn, „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient“ (Abb. 1 — statisch, Abb. 3 — dynamisch, Abb. 6 — Verbindung beider Prinzipien), während wir den Vorschlägen Haltenbergers in „Die kartographische Darstellung der territorialen Entwicklung der Balkanstaaten“, Z. f. G., 1925, Heft 9, nicht zuzustimmen vermögen. Die Schraffierung sagt nämlich allein nicht aus, ob es sich um Erwerb, Verlust oder Einflußzone handelt — die Karten bedürfen der Erklärung. Haltenberger hätte wirklich geopolitische Karten geschaffen, wenn er das dynamische Moment entweder durch eine Kombination von Pfeilen mit Grenzlinien oder aber durch Aufspaltung der Stadien und Hintereinanderreihung einer entsprechenden Anzahl von Karten zu Ausdruck gebracht hätte. Gerade bei der dynamischen Karte kann aber mit der Farbe viel mehr erreicht werden als bei der statischen, ja es wäre zu untersuchen, ob nicht die dynamische Karte grundsätzlich in der Kontrastwirkung von Schwarz-Weiß-Rot herzustellen wäre. Besonders dem roten Pfeil in der schwarzweißen Karte kommt viel mehr Überzeugungskraft zu als dem schwarzen — man sehe sich nur die üblichen Schlachtenskizzen an!

Zum Schluß sei noch der Beschriftung Erwähnung getan. So selbstverständlich es ist, daß die Beschriftung klar und sauber sein muß, so wenig wird das beachtet. Grundsätzlich muß bedacht werden, daß die Schrift immer mit der „Monumentalität“ der geopolitischen Karte in Einklang stehen muß. Reine Kursive macht sich daher nicht gut. Aus demselben Grund muß die Anordnung der Schrift überdacht werden. Eine Karte, die man nach allen Richtungen wenden muß, um ihre Beschriftung lesen zu können, ist unbrauchbar. Zur Beschriftung im weiteren Sinne gehört auch die Legende, für die die einfache Regel gilt, daß die Karte möglichst ohne Legende lesbar sein soll. Braucht man aber eine Erklärung, dann gießt man sie in knappe, einprägsame Form und fügt sie am besten in das Kartenbild ein,

Zuweilen spielen bei diesen Fehlkonstruktionen wissenschaftliche Hemmungen mit, nicht selten sind es auch rein künstlerische Motive. Ist es uns doch vorgekommen, daß an sich tüchtige Zeichner die politischen Verhältnisse nach künstlerischen Gesichtspunkten auf der Karte verändern wollten! Das gefährliche Gegenteil ist die Lust am Konstruieren und Fabulieren, die gern ins Uferlose schweift. Nicht selten ist es aber auch das rein geschäftliche Moment, das sich hemmend und gefährlich auf die geopolitische Karte auswirkt. Verleger, die nicht geneigt oder nicht in der Lage sind, vollwertiges Material zu beschaffen, sollten darum lieber ganz auf Kartenbeilagen verzichten, weil die Gefahren, die aus halbfertigen und nicht reiflich überlegten Erzeugnissen entstehen, die geschäftlichen Ersparnisse um ein Vielfaches überwiegen. Vor allem aber muß der Verfasser geopolitischer Karten und Darstellungen weitestgehende politische Selbstdisziplin üben. Die Karte ist wahrhaftig kein Phantasieobjekt, sie setzt im Gegenteil größte Verantwortungsfähigkeit und starkes politisches Verantwortungsgefühl voraus! Die Karte ist kein Ding an sich, das um seiner selbst willen gemacht wird, sie ist auch kein Spiegel, sondern eine Waffe und deshalb nur dem Geübten, dem Weltüberfahrenen zu überlassen.

Ergebnis

Als praktischer Schluß aus unseren Ausführungen ergibt sich, daß auf der einen Seite ein Überfluß an Karten herrscht, die auf ein wissenschaftlich geschultes Hörer- und Leserpublikum abgestellt sind. Hingegen wurden einfache Arbeiten, die darum nicht weniger wissenschaftlich exakt zu sein brauchen, und vor allem anschaulich gearbeitete bisher wenig geschaffen; ihre Herstellung ist meist ungeschulten Kräften überlassen geblieben. Es erheben sich daher von selbst die Forderungen, daß nur solche Karten veröffentlicht werden dürfen, die technisch und politisch einwandfrei sind, daß sich die zur Kartenverwendung berufenen Zeitschriften und Verlage besonders um die Schaffung und Pflege eines mehr populären Kartenmaterials bemühen müssen, und daß bei der Auswahl der Schaffenden strenger als bisher gesiebt wird.

Es erhebt sich aber auch aus der politischen Lage unseres Volkes die gebieterische Forderung, daß sich die Theorie mit der geopolitischen Karte eingehender als bisher beschäftigt, wollen wir nicht auf eine notwendige Waffe freiwillig verzichten. Kategorische Verpflichtung ist aber das Umdenken von wissenschaftlicher Gehemtheit auf politisches Gefühl und politische Kunst, damit Sätze unmöglich werden, wie einen H. Harms in seinen „Schulkartographischen Grundsätzen“ (1899, S. 3) geprägt hat: „Wenn es möglich ist, auf der physischen Karte auch die Staatenbildung genügend deutlich darzustellen, so ist damit der besondern politischen Karte das Todesurteil gesprochen...“ Unsere Gegner sind anderer Anschauung. Von ihnen zu lernen, ist alte — ältere! — Weisheit!

Literaturbericht aus der atlantischen Welt

Rütger Esséns Aussprache über Europa.

„Eine Aussprache über Europa“ nennt Rütger Essén sein neuestes, in Stockholm (Albert Bonniers Verlag) erschienenen Buch. Diese Aussprache halten im ersten Kapitel Vertreter verschiedenster Weltanschauungen. Geistvoll und geschickt fühlt sich der Verfasser in die Seele dieser Menschen ein, welche über die wichtigsten Probleme Zentraleuropas debattieren. Es kommen da als „Personen“ zu Worte: der letzte Liberale, der pessimistische Kulturphilosoph, der Rotfrontmann, der junge SA.-Mann, der katholische Priester, der Paneuropäer und der neutrale Freund der Freiheit. Sie halten eine Aussprache, wie man sie jetzt in Kreisen von Menschen, die gewohnt sind zu denken und die ein Verantwortungsgefühl für Gegenwart und Zukunft besitzen, täglich hören kann. Kurz und treffend stellt jeder das Wesentliche seiner Auffassung dar und verteidigt sie gegen die Einwürfe der anderen.

Der Verfasser schöpft seinen Stoff aus Reisen durch die meisten europäischen Länder, aus umfassender Literatur und aus Aussprachen mit führenden Persönlichkeiten. Trotzdem betont er in weiser Selbstbeschränkung, daß, wenn jemand den Anspruch erhöhe, aus objektiven Eindrücken zu einem erschöpfenden Resultat kommen zu wollen in den großen Fragen, welche eine kämpfende Gegenwart beunruhigen, er im besten Fall Opfer eines Selbstbetrugs sein würde. Mit tiefstem Ernst legt er dar, daß unsere europäische Gegenwart sich in einem Kampf befindet, der vielleicht nichts Geringeres bedeutet als ein Kampf um den Bestand Europas. Und hierbei ist die Umgestaltung Deutschlands im letzten Jahre von größter Bedeutung. Lebendig schildert er die nationale Bewegung und ihren Sieg. Dann geht er auf ihre Ideenlehre ein, auf ihre Grundsätze der Volksgemeinschaft, der Rassenlehre und des Führerprinzips. Der nationalsozialistischen Auffassung von „Sozialismus“ stellt er sehr klar und plastisch die völlig andersartige, marxistische Auffassung gegenüber. Er ist der Anschauung, daß die europäische Meinung, vornehmlich aber die Englands, Amerikas und Skandinaviens, gegenüber den Vorgängen in Deutschland völlig anders sein würde, wenn ein größeres Verständnis be-

stände, vor allem aber, wenn man sich ganz klar darüber wäre, wie groß die von Deutschland niedergerungene, bolschewistische Gefahr tatsächlich war.

Essén sieht die Rettung Europas aus den drohenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Gefahren in einer Absage an alle alten Methoden gegenseitiger Befehdung und Bedrückung und in einem bewußten Bekenntnis zum „europäischen Patriotismus“, zu Paneuropa.

Geistvoll legt er dar, wie das europäische Gewissen erwacht sei, und kommt zu dem Schluß, daß es einen anderen Weg als diesen einen nicht gäbe. Dieses Europa ist für ihn nur mit einem völlig gleichberechtigten Deutschland denkbar.

Ohne mich in allem mit ihm identifizieren zu wollen, sei das Buch jedem, der sich mit den großen Fragen seiner Zeit befaßt, wärmstens empfohlen.

Gertraud Wolf.

Trandafil Omer Nishani: Albanien, das Wunschland Mussolinis. Im Selbstverlag, Halle a. d. S. 1933.

Das Schrifttum über Albanien ist nicht sehr reichhaltig. Dabei ist ein guter Teil der erschienenen Bücher noch unter ganz bestimmten Gesichtspunkten verfaßt und muß deshalb mit Vorsicht benützt werden. Das gilt z. B. von dem gar nicht schlecht ausgestatteten Albanienbuch des Österreichers Stephan Ronart („Albanien von heute“, Wien 1933, Edition Pays et Peuples), das fast in allen Dingen auf den König Zog I. ausgerichtet ist. Vom entgegengesetzten Standpunkt geht das Buch der Frau Omer Nishani aus. Es ist aber deshalb höher einzuschätzen als die übliche Propagandaliteratur auf der einen, das Emigrantenschrifttum auf der anderen Seite, weil es drei Vorzüge hat: mit echtem Empfinden geschrieben zu sein, die sonst überall fehlenden Aufschlüsse über die Nachkriegsgeschichte Albaniens in flüssiger, chronologischer Erzählung zu bieten und mit seinen Abschnitten über Volkstum, Sitte und Brauch nicht das gewagte Urteil flüchtiger Besucher wiederzugeben, sondern die Erfahrung einer zum Vergleichen befähigten Europäerin, die sieben Jahre als Gattin eines gebildeten albanischen Arztes im Lande gelebt

hat. Die Ehrlichkeit des Darstellungswillens läßt gelegentliche Kunstlosigkeit übersehen.

Dr. Josef März.

Dr. Hugo Hantsch: „Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht“. 3 Tafeln. 1 Kärtchen. — **Dr. Max Braubach: „Der Aufstieg Brandenburg-Preußens 1640–1815“.** 3 Tafeln, 1 Kärtchen. Zusammen als Band 15 der „Geschichte der führenden Völker“ bei Herder, Freiburg i. Br. 1933 erschienen. 382 S.

Hermann Haß: „Herrschaft in Mitteleuropa. Bismarcks Bündnispolitik“. 203 S. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933.

Drei Werke zu dem Thema Österreich-Preußen, drei verschiedene Ausgangspunkte, dreimal das gleiche Endergebnis. Eine ausgezeichnete Idee ist die Zusammenstellung der Arbeiten von Hantsch und Braubach zu einem Band. Man erlebt auf diese Weise die Entwicklung der beiden Eckpfeiler deutschen Staatslebens viel eindringlicher in ihrer gesamtdeutschen Bedeutung als in den üblichen Darstellungen. Die Arbeit Hantschs ist typische österreichische Geschichtsschreibung: flüssig geschrieben, immer auf die großen politischen Zusammenhänge bedacht, immer ein gutes Stück Weltgeschichte, was nicht nur durch die Tatsachen, sondern auch durch den „Blick über das Abendland“ (Eibl) bedingt ist. Ein gewisser Mangel ist nur, daß die Schilderung allzu sehr von den personellen Verhältnissen ausgeht. Man möchte manchmal, daß sich das Buch mehr um den Satz im letzten Kapitel: „Österreichs wahres Schicksal ist es — Grenze zu sein. Die Grenze entwickelt die stärksten Kräfte, ist aber auch Brücke und Vermittlerin, die Grenze steht auf der Wacht und sieht die Ferne“, herumranken würde — ist er doch geradezu die „österreichische Formel“ zu nennen. Nicht ganz kann der Kritiker mit der Stellungnahme des Verfassers zur Geopolitik übereinstimmen. Der Satz, „daß vorhandene geographische Gliederung allein nicht den Staat als notwendige Folgeerscheinung nach sich zieht, sondern daß dessen Entstehung und Erhaltung starke geistige und seelische Kräfte voraussetzen“, beruht auf einem Mißverständnis. Die deutsche geopolitische Schule war niemals der Anschauung, daß der „Raum den Menschen macht“, sondern hat immer die Ansicht vertreten, daß

der Raum Material in der Hand des geopolitischen Künstlers ist, ein Material, dessen Wirkung vom Wesen des Menschen abhängt. Im übrigen bekennt sich an vielen Einzelstellen der Verfasser selbst zu geopolitischen Thesen.

Der Braubachsche Teil des Bandes ist nicht weniger bemerkenswert als der erste. Er spricht außerordentlich sympathisch an, weil er gewisse Übersteigerungen der üblichen Geschichtsauffassung ebenso wie Hantsch bezüglich Österreichs einmal beiseite schiebt und deshalb den Kern besser herauschält. Die knappe vorzügliche Darstellung der Territorialentwicklung Preußens wird zu einem Epos der großen Führer dieses Staates, der immer in den „sieben mageren Jahren“ des Geniemangels seine schwersten Zusammenbrüche erlebte. Gerade deshalb wäre allerdings die Persönlichkeit Friedrich II. manchmal anders — positiver — zu sehen gewesen. Sehr gut war die Idee, Karten den beiden Arbeiten beizufügen. Dieses Beispiel sollte endlich allgemein Schule machen.

Das Buch von Hermann Haß geht von ganz anderen Voraussetzungen aus, als die oben zitierten Arbeiten. Hantsch und Braubach gehen nur bis 1815, Haß dagegen beschäftigt sich mit der Gestalt Bismarcks und läßt uns die deutsche Tragödie als persönliches Schicksal des großen Reichsgründers erleben. Haß behandelt zwar die gesamte Bündnispolitik Bismarcks, aber das Verhältnis Österreich-Preußen rückt in seiner ganzen Bedeutung von selbst in den Vordergrund. Das Buch gehört durch seine ausgezeichnete Darstellungsweise zu den besten politischen Neuerscheinungen der letzten Zeit.

Carl Patsch: „Die einstige Siedlungsdichte des illyrischen Karstes“, Bd. VI der „Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa“ 56 S., 1 Karte. Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. Wien 1933. RM. 4.—.

Das kleine Bändchen, das als Bd. 215, 3. Abh. der Sitz.-Ber. der phil.-hist. Kl. der Akad. d. Wiss. in Wien erschien, muß jedem Spezialisten des Südostens empfohlen werden. Es gibt eine ausgezeichnete Darstellung der Wirkung der Karstlandschaft auf das Geschichtsbild dieses Gebietes. Die Beschränkung auf die vorrömische und römische Zeit läßt jedoch eine Ergänzung über die nachrömischen Verhältnisse wünschenswert erscheinen.

Rupert v. Schumacher.

100 Tage Saar-Hilfe

Geopolitischer Abreißkalender vom

5. X. 1934 – 13. I. 1935

Preis: M. 1.—

Schriftleitung: H. Diehl, K. Vowinckel, W. Wachsmuth

Der Reinertrag dieses Kalenders ist der Grundstock des Winterhilfswerks an der Saar. Zugleich mahnt er an über 500000 Stellen im Deutschen Reich 100 Tage lang Morgen für Morgen an den Kampf, den das Saarvolk jetzt führt. Er peitscht nicht auf: es war das Bestreben, die geopolitischen Grundlagen des Saarkampfs möglichst jedem Deutschen vor Augen zu führen.

Die 18 geopolitischen Reliefkarten des Kalenders sind auch als

Diapositive erhältlich

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

zusammen mit

Verlag der Deutschen Arbeitsfront GmbH.

Verlag der NSZ-Rheinfront

Zur Spannung
Jugoslawien – Italien:
DIE ADRIA-FRAGE
Von Dr. Josef März

Geleitwort von Karl Haushofer • 11. Beiheft zur Zeitschrift für Geopolitik

8°, 350 Seiten, 4 Skizzen

Kartiert M. 6.80, Leinen M. 7.50

... eine umfassende Darstellung des widerspruchsvollen Problems, die in den Einzelperspektiven ungewöhnlich interessant und in der Beantwortung der Fragen so eindeutig wie zwingend ist. Das ausgezeichnet geschriebene Buch will nicht etwa Petroleum in ein schwelendes Feuer gießen; im Gegenteil: sein Ziel ist der Ausgleich; der aber wird, wenn überhaupt, nur durch unbestechliche Aufzeigung der bestehenden Gegensätze möglich.

Europäische Revue, August 1934

A geopolitical study which is quite indispensable. Based on very full literary research and prolonged exploration on the spot, it is a complete handbook to the Adriatic question.

The political Quarterly, V/2 1934

Wer aufs Ganze geht, findet hier eine klare Zergliederung und zutreffende Beurteilung der Adriafrage, zu der es keine bessere und ausführlichere Einführung gibt.

O. Maull in Petermanns geogr. Mitteilungen 7/8 1934

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.
BERLIN-GRUNEWALD